Alt – aber gut

Nein! Die Überschrift hat nichts mit der Ex-AG zu tun. Auch nichts mit der älter werdenden Gesellschaft. Sie steht auch nicht vor dem Hintergrund, dass die Redaktion um Ernst-Otto Sommerer verstärkt wird. Wir freuen uns übrigens schon auf diesen künftigen Ex-Dortmunder, der die Redaktion mit Sicherheit bereichert. Die Überschrift wendet den Blick in die Niederlande, und ist gar nicht so ganz korrekt: So alt ist der Vliegen-Aufsatz nämlich nicht. Es ist schon immens, was die holländischen Statistiker da zu Wege gebracht haben; bei uns wäre das wohl nicht möglich.

Weiter geht es mit einer heftigen Wahlrechtsänderung in Hamburg, über die wegen der hohen Kosten gleich wieder diskutiert wird, und mit dem Darmstädter Grünen-Erdrutsch.

Der Migrationshintergrund wird von Nürnberg aus betrachtet, und sicher werden wir zu dem Thema noch weitere Beiträge nötig haben. Münchens Indikatorenatlas bringt schnelle und übersichtliche Information. Aus Deutschlands heimlicher Hauptstadt stammt auch ein Oracle-Aufsatz. Doch versuchen Sie bitte nicht, mit mir in Passau darüber zu debattieren; der ist etwas für Fachleute. Da ist die Schlüssel-Geschichte doch einfacher.

K. H. Reuband kümmert sich aufschlussreich um Telefonumfragen und W. Münzenmaier setzt energisch Fragezeichen hinter das BIP.

Mehrere Beiträge sehen ins „Reich der Mitte", blicken auf eine imponierend schnelle VZ und offenbaren Statistikprobleme – in für uns eigentümlicher Wortwahl.

Bevor ich dieses Heft nun zum Schmökern und Studieren freigebe, möchte ich noch ein Wort zur letzten Ausgabe finden. Mehrere haben mich auf den Titel von Ruth Schmidts VZ-Beitrag angesprochen, der aber auch pointiert war: „Volkszählung? Wieso? Fehlt jemand?" Die Überschrift macht's!

Martin Schlegel, Hagen

Stadtforschung und Statistik
Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker
Ausgabe 1 • 2012

Inhalt

			Seite
Analysen	J. Mathieu Vliegen, Nordwijk, Niederlande	Neue Statistik des Niederländischen Statistischen Zentralamtes **Entfernung zu Dienstleistungsstandorten**	5
	Barbara Lux-Henseler, Nürnberg	Verfahren und Nürnberger Daten **Migrationshintergrund von Kindern und Jugendlichen**	41
	Adriana Wenzlaff, München	Interaktiv, schnell und komfortabel **Münchens neuer Indikatorenatlas**	47
	Werner Münzenmaier, Stuttgart	Das Ende des BIP als Wohlstandsindikator? **Messung des (im-)materiellen Wohlstands in Großstädten** Teil 2: Erste Ergebnisse	61
	Michael Haußmann, Stuttgart	Ude und Roth führen beim Dienstalter **Die Stadtoberhäupter der Großstädte**	66
Wahlen	Oliver Rudolf, Hamburg	Kumulieren und Panaschieren auf Landesebene **Neues Wahlrecht in Hamburg**	14
	Günther Bachmann, Darmstadt	Grüne vorn in Darmstadt: Zufall oder Zukunft? **Neue Unübersichtlichkeit in Hessen?**	18
Methodik	Michael J. Seitz, Hannover	Tabellen richtig gestalten – (k)eine einfache Sache **Zielgerichtet mit Tabellen überzeugen**	24
	Karl-Heinz Reuband, Düsseldorf	Problembehaftete Schnellumfragen **Einfluss der Kontaktversuche auf die Struktur der Befragten**	28
	Johannes Buchmann, Alex Wiesmaier, Darmstadt	Mehr Sicherheit bei der Datenübermittlung **Eine kurze Geschichte der Schlüssel**	50
	Heike Püttmann, München	Mit Oracle alles in einem – Geodatenserver & Fachdatenbank **Wunderwerk Oracle?**	53
	Werner Münzenmaier, Stuttgart	Das Ende des BIP als Wohlstandsindikator? **Messung des (im-)materiellen Wohlstands in Großstädten** Teil 1: Konzeptionelle Überlegungen	58

			Seite
Extra	Martin Schlegel, Hagen	**Ein Fachmann über China**	**70**
	Ernst-Otto Sommerer, Dortmund	Schnelle Ergebnisse - 1,37 Milliarden Chinesen **China 2010 Population Census**	**71**
	Martin Schlegel, Hagen	**Das Hangzhou-Projekt**	**73**
	Franz von den Driesch, Stuttgart	Mit dem Wohlstand steigt die Kauflaune **Shopping in China**	**74**
		Chinesische Statistikprobleme	**75**
Internes	Antje Seidel-Schulze, Berlin	**Zum Tod von Hartmut Häußermann**	**39**
	Florian Breu, München	**Zum Tod von Otto Ruchty**	**40**
	Martin Schlegel, Hagen	**Der Austausch macht's!**	**49**
	Martin Schlegel, Hagen	Ohne „ä" **Toleranz-Fragen**	**57**
	Birgit Maaß, Leverkusen; Uwe Meer, Wolfsburg; Thomas Staudinger, Augsburg	Dunkler Raum – Überraschungen – Vizekusen **Neue VDSt-ler über sich**	**68**
	Stadtmarketing Passau	Wo Kultur und Lebenslust zusammenfließen **DREI-FLÜSSE-STADT Passau**	**69**
	Erika Schlegel, Hagen	Gedankensplitter zum Treffen der Ex-AG **Leipziger Allerlei**	**76**
	Ernst-Otto Sommerer, Dortmund	Dozentenwechsel in Bamberg **Kontinuität in der Bildung**	**78**
Streiflichter	Martin Schlegel, Hagen	Zahl des Jahres 2011 **7 Milliarden Menschen**	**13**
	Martin Schlegel, Hagen	**VZ und S 04**	**23**
	Martin Schlegel, Hagen	**Ruderprofessor Karl Adam**	**38**
	Martin Schlegel, Hagen	**Viel Geld**	**52**
	Martin Schlegel, Hagen	**Kulinarisches Escherndorf**	**79**
Rubriken	Editorial: **Alt – aber gut**		**1**
	Bevor der Ernst beginnt: **Zensus 2011**		**4**
	Impressum		**79**
	Autorenverzeichnis		**80**

Zensus 2011

Aufgrund der tiefgründigen, wissenschaftlich fundierten Konzeption, die auf den 1987er VZ-Erfahrungen aufbaute und bei der sich die Wissenschaft gegenüber der Politik durchgesetzt hat, sowie der dank permanentem Informationsfluss optimalen Organisation mit ausgefuchsten IT-Lösungen liefert der Zensus 2011 in epochaler Exaktheit qualitativ hochwertige, gerichtsfeste Daten über Anzahl und Struktur der Bevölkerung, die kleinräumig abruf- und auswertbar sind und über die uns unsere Nachbarstaaten beneiden, was dem Ruf der Statistik enorm geholfen hat.

Martin Schlegel, Hagen

Neue Statistik des Niederländischen Statistischen Zentralamtes

Entfernung zu Dienstleistungs-standorten

J. Mathieu Vliegen, Nordwijk, Niederlande[1]

Das Internet spielt heutzutage eine immer größere Rolle bei der Informationssuche. Das gilt auch, wenn man mehr über die jetzige Umgebung oder über die Umgebung eines zukünftigen Wohnsitzes wissen möchte. Dabei sind Google Maps und Google Earth wichtige und viel gebrauchte Informationsquellen.

Das Niederländische Statistische Zentralamt („Centraal Bureau voor de Statistiek" oder die geläufigere Abkürzung „CBS") hat diesen Wunsch vieler niederländischer Bürger erkannt und stellt deswegen mehr räumlich orientierte Statistiken, in denen die Umgebung eine wichtige Rolle spielt, im Internet zur Verfügung. Beispiele sind die digitale Karte der hierarchisch geordneten kleinräumlichen Gliederung aller niederländischen Kommunen mit Bezirken/Stadtteilen (wijken) und ihren Vierteln/Ortsteilen (buurten) mit CBS Statistiken in Google Earth (Van Houwelingen, 2008) und in Google Maps (Melser, 2008). Die digitale Karte der kleinräumlichen Gliederung mit den diesbezüglichen CBS Statistiken in Google Earth gibt dem CBS die Möglichkeit, auf einen Blick die Statistiken auf dieser räumlichen Ebene im Internet zu präsentieren[2]. Die Applikation der kleinräumlichen Karte mit den diesbezüglichen Statistiken in Google Maps steht als separate Website „CBSinuwbuurt"(CBS in Ihrer Nachbarschaft) zur Verfügung und hat die Funktion eines ‚Portals' im Internet (Beeckman, van Houwelingen und de Jonge, 2009) [3].
Neuerlich hat das CBS zwei ihrer digitalen Karten als ‚Geoservices' interaktiv auf ihre Website bereitgestellt. Die eine Karte beinhaltet die Bodennutzung in den Niederlanden; die andere enthält Daten auf der Ebene der kleinräumlichen Gliederung aller niederländischen Kommunen mit Bezirken/Stadtteilen und ihren Vierteln/Ortsteilen. Beide interaktive Karten kann man nicht nur anschauen und auf die eigene Umgebung zoomen, sondern sie bieten auch die Möglichkeit sie für den eigenen Gebrauch zu nutzen oder sie in anderen Applikationen zu gebrauchen. Für den Gebrauch muss man aber über GIS Software verfügen.[4]

Dienstleistungs-nähe

Damit können selbstverständlich nicht alle Fragen über die eigene Umgebung beantwortet werden. Das gilt z.B. für die Erreichbarkeit unterschiedlicher Dienstleistungen vom Wohnsitz aus, wie zum Beispiel die Erreichbarkeit von Geschäften, Schulen, Kinderkrippen, Hausärzten, Krankenhäusern, Bibliotheken, usw. Deswegen hat das CBS seit einigen Jahren eine neue Statistik entwickelt, nämlich die Statistik der „Nabijheid van voorzieningen" (Dienstleistungsnähe). Diese Statistik soll auf zwei Fragen Antworten geben:

Statistik der Dienstleistungsnähe

- Wie weit ist es bis zum nächsten Dienstleistungsstandort (Arzt, Schule, ...)?
- Wie viele Angebote einer bestimmten Dienstleistung gibt es innerhalb einer vorgegebenen Entfernung?

Beide Ziele kann das CBS erreichen, weil es über viele Register zur statistischen Nutzung verfügt. Diese Nutzung ist sogar gesetzlich festgelegt worden. Auch darf das CBS die Einzeldaten aus verschiedenen Registern und aus anderen Dateien für diese Nutzung miteinander verknüpfen (Vliegen und van der Laan, 1999). Die Grundlage für die Statistik der Dienstleistungsnähe bildet das Vorhandensein dreier Register/Dateien beim CBS, nämlich

CBS: Nutzung und Verknüpfung vieler Daten

- die kommunalen Bevölkerungsregister (Gemeentelijke Basisadministratie),
- die Datei mit den Koordinaten von allen postalischen Adressen in den Niederlanden (Adrescöordinaten Nederland) und
- die digitale geografische Datei mit den Straßen in den Niederlanden (Nationaal Wegenbestand).

Bevölkerungsregister

Koordinaten

Geografische Datei

Datei mit Standortadressen	Quelle
Gesundheitswesen	
Krankenhäuser, Außenpolikliniken, Mütterberatungsstellen	Staatliche Einrichtung für Volksgesundheit und Umwelt (RIVM)
Physiotherapeuten, Hausärzte (ohne und mit Apotheken)	Niederländisches Forschungsinstitut für das Gesundheitswesen (NIVEL)
Hausarztpraxen für Abend-, Nacht- und Wochenenddienste	Niederländischer Verein für Allgemeinpraxis für Abend-, Nacht- und Wochenenddienste (VVH)
Apotheken	LOCATUS (Informationsbetrieb für Einzelhandelsgeschäfte in der BENELUX)
Unterrichtswesen	
Grund- und Sekundarschulen	Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur
Kinderbetreuung	
Kinderbetreuungsmöglichkeiten	Untersuchungsamt ‚Regioplan Beleidsonderzoek'
Einzelhandel und Gaststättengewerbe	
Einzelhandel, Gaststättengewerbe	LOCATUS (Informationsbetrieb für Einzelhandelsgeschäfte in der BENELUX)
Freizeit und Kultur	
Kinos, Sport- und Erholungseinrichtungen (mit Ausnahmen von Kunsteisbahnen)	LOCATUS (Informationsbetrieb für Einzelhandelsgeschäfte in der BENELUX)
Kunsteisbahnen	Königlicher Niederländischer Verein für Schlittschuhläufer (KNSB)
Museen	Niederländischer Verein für Museen
Bibliotheken	Verein für öffentlichen Bibliotheken (VOB)
Darstellende Künste	Geschäftsführung Verein von Theatern und Konzertgebäuden (VSCD); Niederländischer Verein für Poppodien und Festivals (VNPF) und andere kulturelle Ausführungssäle
Verkehr und Transport	
Hauptverkehrsstraßen	Verkehrs- und Wasserbauministerium
Bahnhöfe	Verkehrs- und Wasserbauministerium und Prorail (Eisenbahnbetrieb)
Wichtige Umsteigebahnhöfe	
Öffentliche Grünflächen	
Park- oder Gartenanlagen, Tageserholungsgelände, Wälder, offene trockene und nasse Naturgelände	Bodenbenutzungskarte des Niederländischen Statistischen Zentralamtes (CBS)
Semi-öffentliche Grünflächen	
Sportgelände, Schrebergärten, Erholungsgelände, Friedhöfe, Erholungsbinnengewässer	Bodenbenutzungskarte des Niederländischen Statistischen Zentralamtes (CBS)
Sonstiges	
Feuerwehrkasernen	www.kazernesnederland.nl

Anlage 1: Quellen der Dateien unterschiedlicher Dienstleistungen

Die kommunalen Bevölkerungsregister bilden einen wichtigen Grundstein des statistischen Systems in den Niederlanden. Ihre Qualität, Aktualität und Kontinuität ist sehr hoch (Vliegen und van der Laan, 1999). Der Besitzer der Koordinatendatei ist das niederländische Katasteramt. Die X- und Y-Koordinate jeder postalischen Adresse ist nach dem niederländischen Koordinatensystem (Rijksdriehoekstelsel) in dieser Datei festgelegt. Das niederländische Verkehrs- und Wasserbauministerium ist der Inhaber der Straßendatei. Diese Datei enthält die Straßen, welche vom Staat, den Provinzen und Kommunen sowie dem öffentlich-rechtlichen Wasserverband (Waterschappen), verwaltet werden. Die geometrische Genauigkeit gleicht die einer geografischen Karte mit dem Maßstab 1:10000.

Die Dateien der Dienstleistungen betreffen Schulen, Supermärkte, Hausarztpraxen, Krankenhäuser, Kindertagesstätten, Bibliotheken usw. Die Dateien stammen von verschiedenen Quellen. Eine Aufzählung dieser Quellen gibt Anlage 1.

Methode

Zwei Berechnungen finden in einem geografischen Informationssystem statt:

- die Entfernung zwischen der Wohnung und dem Ort der gesuchten Dienstleistung
- die Anzahl der Dienstleistungsangebote bei einer vorgegebenen Entfernung.

Zuerst erhalten die bewohnten Adressen in den Bevölkerungsregistern und die Adressen der Dienstleistungsorte ihre X- und Y-Koordinaten. Diese Koordinaten werden dann auf das digitale Straßennetz projektiert[5]. Dann wird die Straßenentfernung zwischen Wohnung und dem Ort der Dienstleistung errechnet, wobei Informationen wie Fähren usw. eingehen. Diese Daten werden sodann allen an dieser Adresse wohnhaften Personen zugeordnet.

Wichtig für die Qualität der Berechnungen ist die Lokalisierung aller Adressen mittels X- und Y-Koordinaten auf die digitale Straßenkarte; sowohl die Lokalisierung der bewohnten Adressen wie auch die Lokalisierung der Adressen der verschiedenen Dienstleistungsstandorte. Deshalb findet eine umfangreiche Kontrolle statt. Bei den bewohnten Adressen zeigt sich, dass für 99,7 Prozent der in diesen Registern vorhandenen Personen eine gültige Adressenlokalisierung erreicht ist. Die übrigen 0,3 Prozent der Personen werden in den Kalkulationen und infolgedessen auch in den Publikationen außer Betracht gelassen. Diese Zahlen können selbstverständlich für unterschiedliche Gebiete kleiner oder größer sein. Deshalb gilt die Richtlinie, dass Ergebnisse für ein Gebiet nur publiziert werden dürfen, falls die Lokalisation der bewohnten Adressen in den kommunalen Bevölkerungsregistern für wenigstens 90 Prozent in diesem Gebiet festgestellt werden kann[6].

Parallel dazu und nach dem gleichen Verfahren werden die Standorte der Dienstleistungen überprüft und in die digitalisierte Straßenkarte übernommen.

Zum Schluss werden die Ergebnisse noch auf ihre innere Konsistenz und ihre Vollständigkeit kontrolliert. Dabei kann es vorkommen, dass Korrekturen vorgenommen werden müssen.

Einige Ergebnisse

Das CBS publiziert die Ergebnisse dieser Statistik in der öffentlichen Datei ‚Statline' auf ihrer Website (cbs.nl)[7]. Dabei kann man wählen

- unter regionalen Ergebnissen mit Daten für die

Dienstleistung	Jahr	Entfernung	Anzahl bei					
		Km	1 Km	3 Km	5 Km	10 Km	20 Km	50 Km
Gesundheitswesen								
Allgemeinpraxis	2008	0,9	1,8	10,1	21,0			
Allgemeinpraxis für Abend-, Nacht- und Wochenenddienst	2008	6,0						
Apotheke	2008	1,2						
Krankenhaus (Außenpoliklinik inbegriffen)	2008	5,2			1,1	2,6	7,4	
Krankenhaus (ohne Außenpoliklinik)	2008	6,4			0,9	2,2	5,6	
Mütterberatungsstelle	2006	1,5						
Physiotherapeut	2008	0,8	2,2	12,8	27,2			
Unterrichtswesen								
Grundschule	2008	0,6	2,3	11,9	25,3			
Sekundarschule	2008	2,4		3,1	6,4	15,8		
Kinderbetreuung								
Kindertagesstätte	2007	1,3	1,5	9,5	20,6			
Außenschulischer Betreuungsdienst	2007	1,3	1,2	7,4	16,3			
Einzelhandel								
Supermarkt	2008	0,9	1,7	9,0	18,3			
Sonstiges tägliches Lebensmittelgeschäft	2008	0,8	10,2	58,0	119,1			
Warenhaus	2008	3,1	2,4	6,1	17,2			
Gaststättengewerbe								
Café	2008	1,0	6,0	38,6	77,4			
Schnellgaststätte	2008	0,8	5,5	34,4	69,2			
Hotel	2008	0,8	7,7	51,4	104,4			
Restaurant	2008	2,4			14,8	33,7	82,7	
Kultur	2008							
Bibliothek	2008	1,7						
Museum	2006	3,6			3,7	8,8	24,7	
Darstellende Kunst	2006	5,4			3,0	6,1	14,1	
Poppodium	2006	26,0						
Freizeit								
Kino	2008	6,9			1,1	2,4	6,0	
Schwimmbad	2008	3,9						
Kunsteisbahn	2008	18,5						
Fitnesszentrum	2008	2,9	0,4	2,6	5,3			
Sauna	2008	8,9						
Sonnenliege	2008	4,6						
Freizeitpark	2008	9,5				1,5	4,0	17,3
Verkehr und Transport								
Hauptverkehrsstraße	2008	1,7						
Bahnhof	2008	5,1						
Wichtiger Umsteigebahnhof	2008	10,5						
Öffentliche Grünfläche								
Park- oder Gartenanlage	2006	1,0						
Tageserholungsgelände	2006	3,5						
Wald	2006	1,9						
Offenes trockenes Naturgelände	2006	9,2						
Offenes nasses Naturgelände	2006	6,6						
Semi-öffentliche Grünfläche								
Sportgelände	2006	0,9						
Schrebergarten	2006	2,1						
Erholungsgelände	2006	4,0						
Friedhof	2006	1,5						
Erholungsbinnengewässer	2006	2,6						
Sonstiges								
Feuerwehrkaserne	2008	2,0						

Anlage 2: Erhebungsjahr, Entfernung (Km) und Anzahl Dienstleistungen bei unterschiedlichen Entfernungen (Km), Niederlanden insgesamt.

gesamten Niederlanden, die regionalen NUTS-Untergliederungen, die Stadtregionen, die städtischen Agglomerationen und die Kommunen und

- Ergebnissen für die hierarchische kleinräumliche Gliederung aller niederländischen Kommunen mit Bezirken/Stadtteilen (wijken) und ihren Vierteln/Ortsteilen (buurten).

Anlage 2 gibt einen Einblick in die Vielfalt der Ergebnisse für die Niederlande. Die Daten beschreiben sowohl die durchschnittliche Entfernung zu unterschiedlichen Dienstleistungsstandorten als auch die Antwort auf die Frage, wie viele Dienstleistungen werden in welcher Entfernung angeboten.

In der Übersicht wird deutlich, dass der niederländische Bürger im Durchschnitt keine zu große Entfernung überbrücken muss, um eine bestimmte Dienstleistung nutzen zu können. Die durchschnittliche Entfernung zwischen Wohnung und Ort der Dienstleistung liegt bei 2 bis 3 Kilometern. Selbstverständlich gibt es einige Ausnahmen. So muss der niederländische Bürger für einen dringlichen Besuch beim Hausarzt abends, nachts oder am Wochenende oder für einen Termin in einem Krankenhaus im Durchschnitt 6 Kilometer zurücklegen. Auch auf dem Freizeitgebiet sind die durchschnittlichen Entfernungen zu den diesbezüglichen Dienstleistungsstandorten etwas größer.

	Niederlande Insgesamt	Kommune mit kleinster Entfernung	Kommune mit größter Entfernung	Standard-Abweichung Kommune	Variations-Koeffizient Kommune
	Km	Km	Km	Km	
Gesundheitswesen					
Hausarztpraxis	0,9	0,4	2,9	0,4	0,5
Apotheke	1,2	0,5	5,6	0,7	0,6
Krankenhaus (inkl. Außenpoliklinik)	5,2	1,2	35,3	5,1	1,0
Unterrichtswesen					
Grundschule	0,6	0,4	1,7	0,2	0,3
Sekundarschule	2,4	0,5	15,1	2,4	1,0
Kinderbetreuung					
Kindertagesstätte	1,3	0,4	34,3	2,1	1,6
Außerschulische Betreuungsdienst	1,3	0,4	34,3	2,4	1,8
Kultur					
Bibliothek	1,7	0,6	29,9	1,8	1,1
Museum	3,6	0,6	23,2	2,8	0,8

Tabelle 1: Entfernungen (km) zu nächstgelegenen Dienstleistungen in Kommunen

	Amsterdam	Rotterdam	Den Haag
	Km	Km	Km
Gesundheitswesen			
Hausarztpraxis	0,5	0,5	0,4
Apotheke	0,6	0,6	0,5
Krankenhaus (inkl. Außenpoliklinik)	2,3	2,3	1,9
Unterrichtswesen			
Grundschule	0,5	0,4	0,4
Sekundarschule	1,1	1,1	1,0
Kinderbetreuung			
Kindertagesstätte	0,5	0,6	0,4
Außerschulische Betreuungsdienst	0,5	0,5	0,5
Kultur			
Bibliothek	1,1	1,1	1,0
Museum	2,5	2,8	1,8

Tabelle 2: Entfernung (Km) zu nächstgelegenen Dienstleistungen in den drei größten Niederländischen Städten

Regionale Unterschiede

Es gibt aber ziemlich große Unterschiede, was die Entfernung betrifft, welche die Einwohner unterschiedlicher Kommunen zurücklegen müssen, um von Dienstleistungen Gebrauch machen zu können. Ein typisches Beispiel für diese Unterschiede zeigt die Karte mit den Daten der durchschnittlichen Entfernung zur Kindertagesstätte.

Der durchschnittliche Niederländer muss nur 1,3 Kilometer zurücklegen, um seine(n) Sprössling(e) zu einer Tagestätte zu bringen. Wohnt dieser Bürger im städtischen Westen des Landes hat er – wie die Karte zeigt – einen wesentlich kürzeren Weg zu dieser Kindertagesstätte. Lebt er aber im ländlichen Norden, muss er eine größere Entfernung hinnehmen.

Wie groß die Unterschiede bei den Entfernungen zu Dienstleistungsstandorten sein können, zeigt die Tabelle an Hand von dem Gesundheits- und Unterrichtswesen, der Kinderbetreuung und der Kultur. Die Tabelle 1 zeigt die Ergebnisse für die Kommune mit der kleinsten Entfernung und die Kommune mit der größten Entfernung zu diesen Dienst-

leistungen. Außerdem enthält sie Standardabweichung und Variationskoeffizient der Entfernung aller Kommunen zu dieser Dienstleistung. Zum Vergleich sind auch die diesbezüglichen Werte für die Niederlande zugefügt.

Bei Grundschulen und Hausarztpraxen ist die Spannweite am geringsten. Die Standardabweichung der Streuungswerte aller Kommunen für den Zugriff auf diese beiden Dienstleistungen zeigt sich demzufolge als ziemlich gering. Dagegen gibt es größere Unterschiede hinsichtlich derEntfernungen zum Krankenhaus und zu den Kinderbetreuungs- und Kulturstandorten[8].
Die Größe der Standardabweichung ist ein Indiz für eine relative Homogenität oder Heterogenität. Ein kleiner Streuungswert bedeutet, dass die räumliche Lage der Kommunen wenig Einfluss hat auf den Zugang seiner Einwohner zu einer gewissen Dienstleistung; bei einem großen Streuungswert liegt ein großer Einfluss vor.
Will man die Situation in den Kommunen hinsichtlich der Entfernung mehrerer Dienstleistungsstandorte miteinander vergleichen, reicht die unterschiedliche Größe der diesbezüglichen Standardabweichungen nicht aus. Dafür eignet sich besser der Variationskoeffizient, denn mittels dieses Koeffizienten werden die unterschiedlichen Standardabweichungen standardisiert. Die Standardisierung erfolgt durch Division der einzelnen Standardabweichungen der kommunalen Entfernungswerte mit dem diesbezüglichen Niederländischen Entfernungswert. Auf Grund der in der Tabelle 1 erwähnten Variationskoeffizienten kann man unter anderem feststellen, dass die räumliche Lage einer Kommune wenig Einfluss hat auf die Entfernung zur Grundschule, aber sehr viel auf die Entfernung zu einer Kindertagesstätte als auch zu einem außerschulischen Betreuungsdienst[9].
Es sind im besonderen die kleinen Siedlungen, die eine ziemlich große Entfernung zu Kinderbetreuungsdiensten aufweisen. Die Schaubilder machen diese Tatsache besonders deutlich. So müssen Einwohner von Siedlungen mit weniger als 1 000 Einwohnern im Durchschnitt mehr als vier Kilometer zurücklegen, um ihre Kinder zu einer Kindertagesstätte oder einem außerschulischen Betreuungsdienst zu bringen. Sogar Einwohner von Siedlungen zwischen 1 000 und 2 000 Einwohnern müssen dafür rund 3,5 Kilometer überbrücken. Die Situation ändert sich ziemlich rasch für Einwohner in Siedlungen ab 5 000 Einwohnern. Am besten haben es diesbezüglich die Einwohner von größeren städtischen Agglomerationen, denn sie sind im Durchschnitt nur einen halben Kilometer von einem Kinderbetreuungsdienst entfernt. (Schaubild 1)

	Stadtteil mit		Standard-abweichung Stadtteile	Variations-koeffizient Stadtteile
	kleinster Entfernung	größter Entfernung		
	Km	Km	Km	
Gesundheitswesen				
Hausarztpraxis	0,3	3,1	0,7	1,3
Apotheke	0,4	3,2	0,7	1,1
Krankenhaus (inkl. Außenpoliklinik)	1,2	5,2	1,0	0,4
Unterrichtswesen				
Primarschule	0,3	2,7	0,6	1,1
Sekundarschule	0,6	3,6	0,7	0,7
Kinderbetreuung				
Kindertagesstätte	0,2	2,6	0,6	1,1
Außerschulischer Betreuungsdienst	0,3	2,9	0,6	1,2
Kultur				
Bibliothek	0,6	3,3	0,7	0,6
Museum	1,0	7,1	1,7	0,7

Tabelle 3: Variation in der Entfernung (Km) zu nächstgelegenen Dienstleistungen in Amsterdamer Stadtteilen

	Stadtteil mit		Standard-abweichung Stadtteilen	Variations-koeffizient Stadtteilen
	kleinster Entfernung	größter Entfernung		
	Km	Km	Km	
Gesundheitswesen				
Hausarztpraxis	0,3	3,5	0,8	1,6
Apotheke	0,4	3,9	0,9	1,5
Krankenhaus (inkl. Außenpoliklinik)	1,1	7,4	1,8	0,8
Unterrichtswesen				
Primarschule	0,3	2,3	0,5	1,2
Sekundarschule	0,6	5,5	1,4	1,3
Kinderbetreuung				
Kindertagesstätte	0,3	2,3	0,5	0,8
Außerschulischer Betreuungsdienst	0,3	2,4	0,5	1,0
Kultur				
Bibliothek	0,7	5,8	1,3	1,2
Museum	0,6	11,1	2,9	1,0

Tabelle 4: Variation in der Entfernung (Km) zu nächstgelegenen Dienstleistungen in Rotterdamer Stadtteilen.

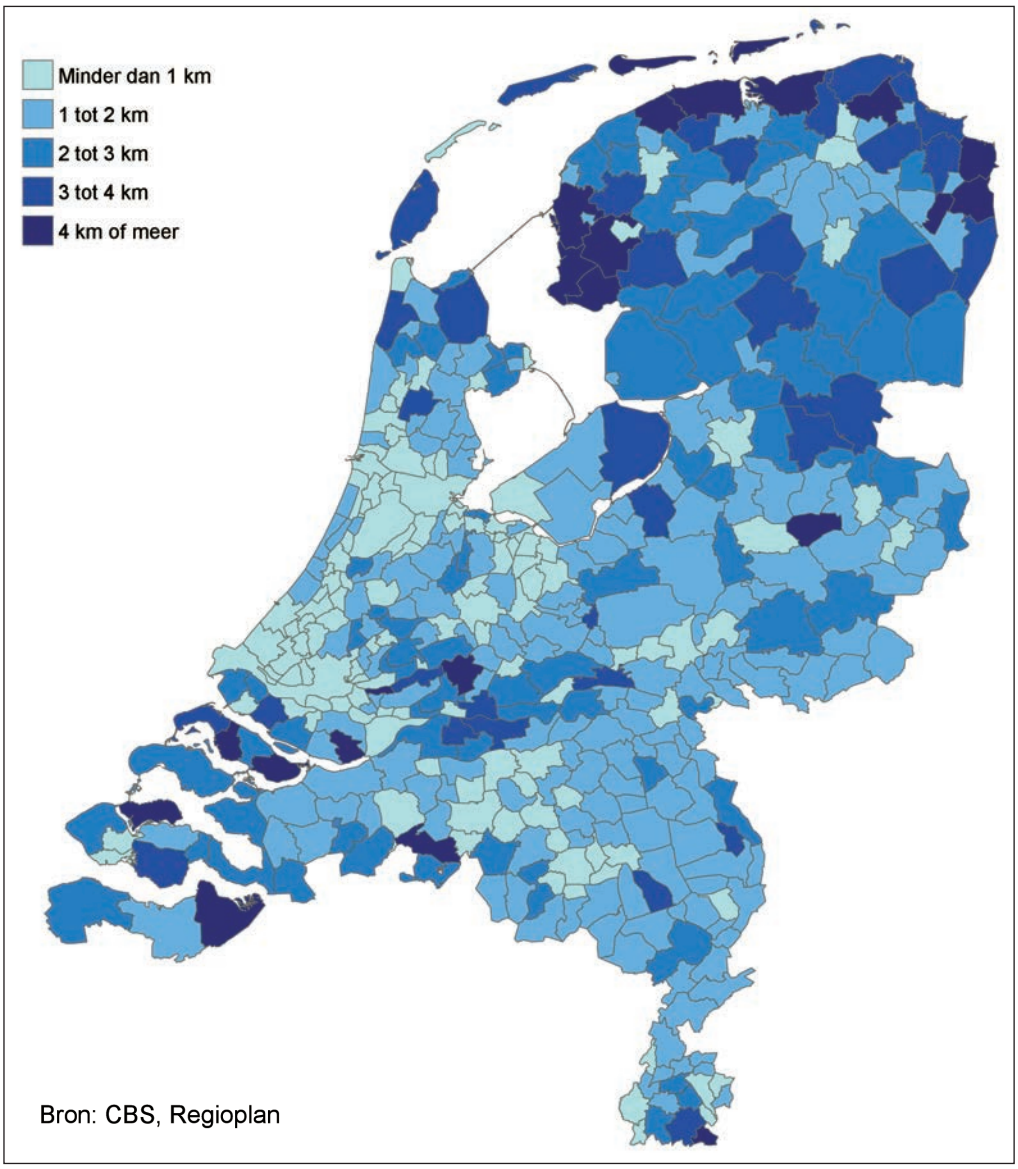
Noch größere Unterschiede gibt es, wenn Einwohner von kleinen und großen Siedlungen abends, nachts oder am Wochenende einen Hausarzt brauchen. Einwohner in Siedlungen bis zu 5 000 Einwohnern müssen dann zehn bis elf Kilometer zurücklegen, während Bewohner von Städten mit über 50 000 Einwohnern nur drei bis vier Kilometer überbrücken müssen. Noch etwas größer sind die Unterschiede, wenn man einen Besuch in einem Krankenhaus abstatten muss. 10 Kilometer sind hier normal. Erst in Siedlungen ab 100 000 Einwohnern, wo die Krankenhäuser meistens liegen, reduziert sich der Weg drastisch[10]. (Schaubild 2)

Städte und ihre kleinräumlichen Gliederungen

Die Städte gehören zu den großen Siedlungen, und ihre Einwohner leben näher an den unterschiedlichen Dienstleistungen. Einige Ergebnisse für die drei größten niederländischen Städte belegen dies (Tabelle 2). Verglichen mit den Entfernungen, die ein durchschnittlicher Niederländer zu dieser Dienstleistung zurücklegen muss, hat ein Einwohner dieser Städte eine zum Teil viel geringere Entfernung zu überbrücken. Am weitesten entfernt für die Einwohner der drei größten niederländischen Städte sind Krankenhäuser (ca. zwei Kilometer) und Museen (zwei bis drei Kilometer). Die anderen in dieser Tabelle 2 erwähnten Dienstleistungen sind innerhalb von einem Kilometer zu erreichen. Übrigens gibt es kaum Unterschiede zwischen diesen drei Städten in Bezug auf die Entfernungen. Das gilt im Besonderen für die zwei größten Städte: Amsterdam und Rotterdam.

Doch innerhalb der Städte haben nicht alle Einwohner dieselbe Entfernung zu den einzelnen Dienstleistungsstandorten. Wie groß diese Unterschiede sind, wird unter anderem bedingt durch die Größe der Stadt, ihre kleinräumliche Gliederung und die Anzahl und örtliche Lage der unterschiedlichen Dienstleistungen. Die Beispiele für Amsterdam und Rotterdam geben einen Einblick in solche Unterschiede. Betrachtet man die Variationskoeffizienten bei den in den Tabellen 3 und 4 erwähnten Dienstleistungen, dann liegt der Schluss nahe, dass in beiden Städten die Unterschiede ziemlich groß sind. Viele dieser Variationskoeffizienten in beiden Städten haben einen Wert von 1.0 oder mehr: stärker in Rotterdam als in Amsterdam. In beiden Städten gilt dies besonders für die Entfernung zu der nächstliegenden Hausarztpraxis und Apotheke. Im Allgemeinen kann man weiterhin feststellen, dass Amsterdam im Unterrichtswesen und im Kultursektor etwas besser als Rotterdam abschneidet. In der Kinderbetreuung aber ist gerade das Entgegengesetzte der Fall. Da sind die Unter-

Übersetzung der Redaktion:
minder dan = weniger als
tot = bis
of meer = oder mehr



Karte: Entfernung zu der nächstliegenden Kindertagesstätte pro Kommune, 2007
Quelle: CBS, Webmagazine, 14 Dezember 2009

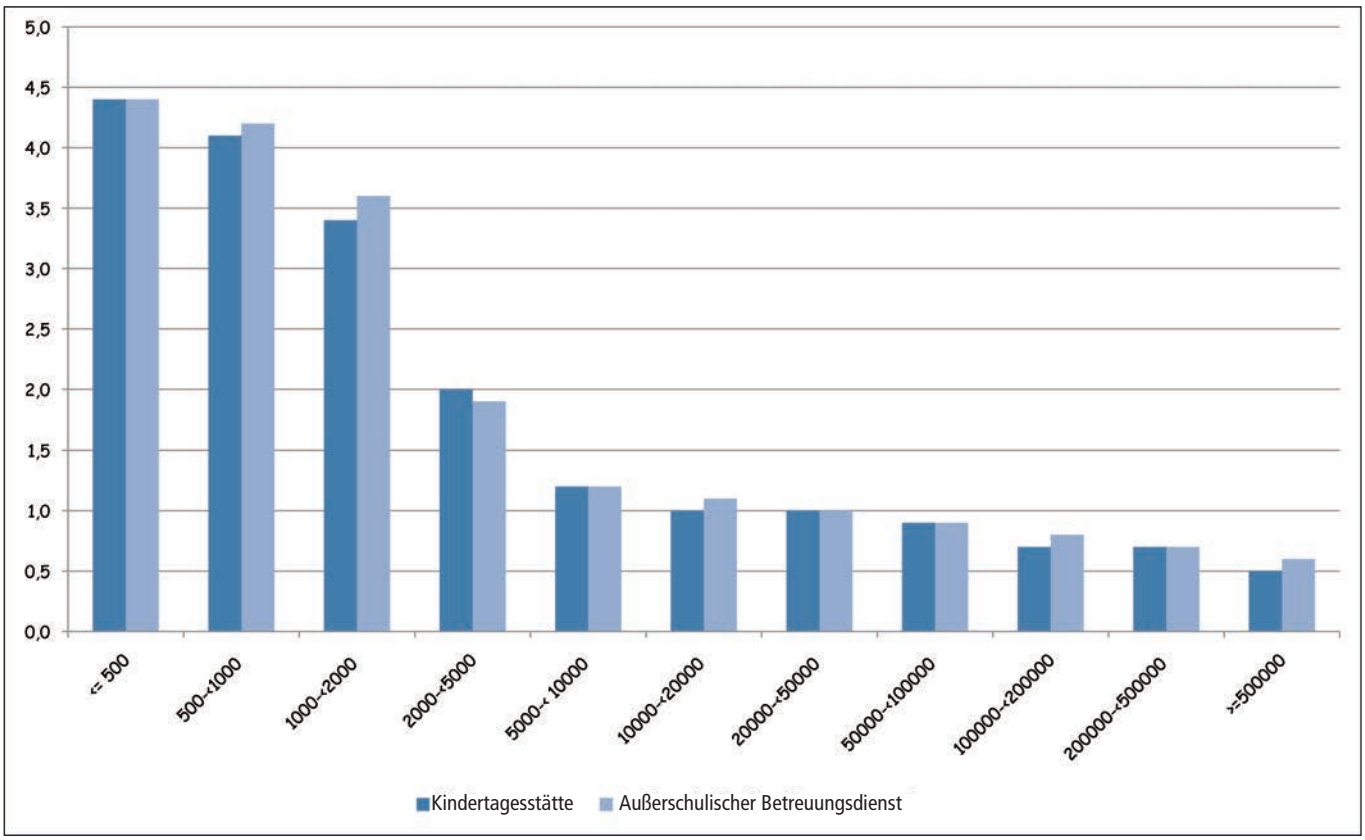


Schaubild 1: Entfernung (Km) zu nächstgelegener Kinderbetreuung für Einwohner in unterschiedlichen Siedlungsgrößen

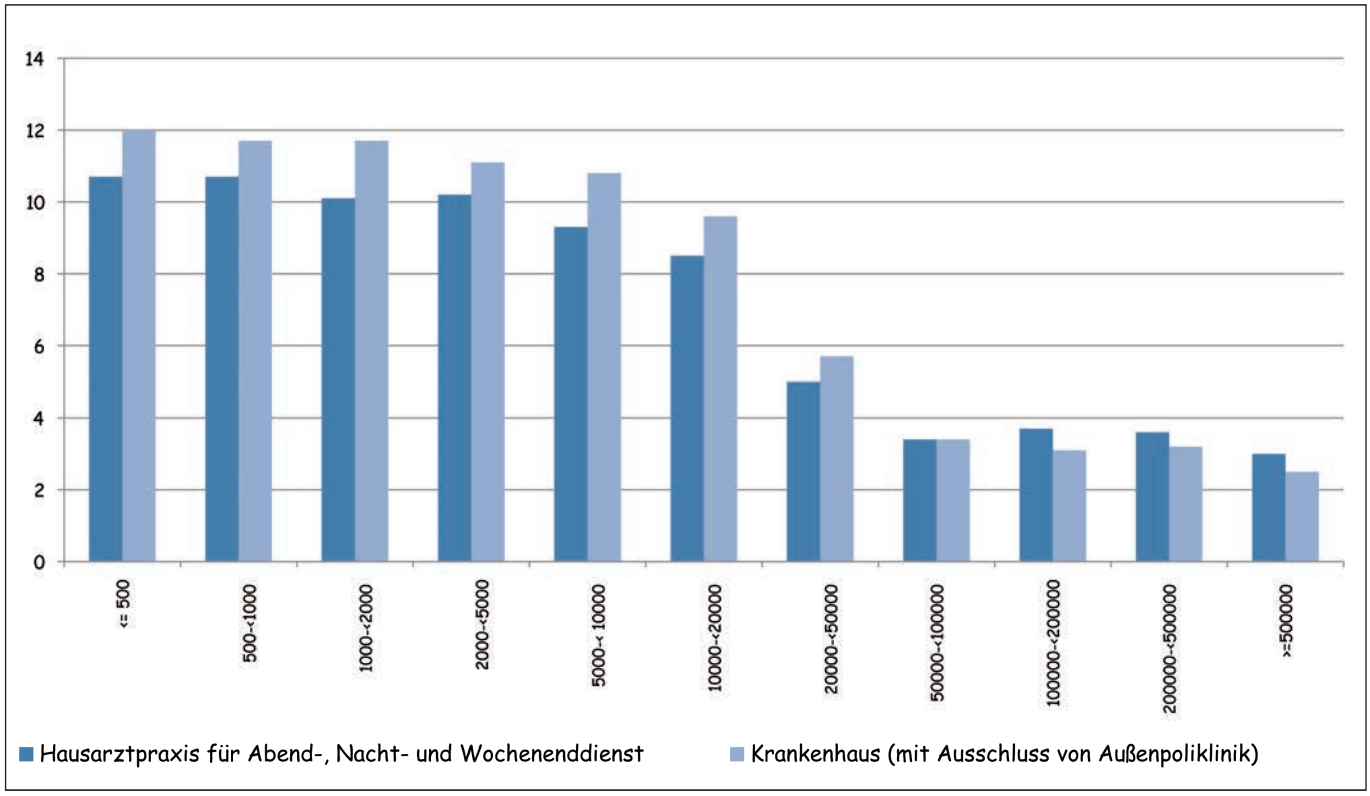


Schaubild 2: Entfernung (Km) zu nächstgelegener Hausarztpraxis für Abend-, Nacht- und Wochenenddienst und Krankenhaus (mit Ausschluss von Außenpoliklinik) für Einwohner in unterschiedlichen Siedlungsgrößen

schiede bei der Entfernung in Rotterdam etwas kleiner als in Amsterdam.

Zusammenfassung

Statistik mit Raumbezug

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist es dem Niederländischen Statistischen Zentralamt (CBS) gelungen, mehrere Statistiken mit einer räumlichen Komponente auszustatten, um dem Niederländischen Bürger bei der Suche nach Informationen über die Umgebung behilflich zu sein. Dabei hat sich das CBS zum Teil Entwicklungen im Internet angeschlossen. Dabei können die Applikationen in Google Earth und Google Maps erwähnt werden – sowie die „Geoservices" mit den beiden interaktiven Karten der Bodennutzung und der kleinräumlichen Gliederung mit den dazugehörigen Statistiken aller Niederländischen Kommunen.

Entfernung zum Arzt, ...

Gleichzeitig wurden neue Statistiken mit einer räumlichen Komponente entwickelt. Sie informieren die Einwohner, wie weit es bis zum nächsten Arzt, der nächsten Schule, ... ist. Sie geben auch Antwort auf die Frage: Wie groß ist das Angebot an einer bestimmten Dienstleistung innerhalb einer gewählten Entfernung?

Voraussetzung: Umfassender Datenzugriff

Diese „Statistik der Dienstleistungsnähe" wurde ermöglicht, weil das CBS einen Zugriff hat auf die notwendigen inhaltlichen Register und Dateien anderer Organisationen sowie auf die benötigten räumlichen Instrumente. Die Verknüpfung dieser Register und Dateien mit den räumlichen Instrumenten und die Berechnung in einem geografischen Informationssystem sind die wichtigsten Komponenten der Methode. Sie ermöglichten, die Daten für eine Reihe von unterschiedlichen Regionen und Gebietseinheiten bereit zu stellen – von den Niederlanden bis zur kleinsten Gebietseinheit aller Kommunen. Die wenigen hier vorgeführten Ergebnisse dieser neuen Statistik zeigen, wie mannigfaltig diese Ergebnisse sind.

Literatur

Baydar, O., Melser, C. und Zuurmond, M. (2010). Supermarkt voor meeste Nederlanders op loopafstand. CBS-webmagazine 6 September 2010 (http:// www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/verkeer-vervoer/publicaties/artikelen/archief/ 2010/2010-3189-wm.htm).

Baydar, O., Melser, C. und Zuurmond, M. (2009). Kinderdagverblijf en buitenschoolse opvang dichtstbij in grote steden. CBS-webmagazine 14 december 2009 (http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/nederland-regionaal/publicaties/artikelen/archief/2009/2009-2959-wm.htm).

Baydar, O., Melser, C. und Van Leeuwen, N. (2009). Oprit hoofdverkeersweg dichtstbij voor Groningers. http://www.cbs.nl/ nl-NL/menu/themas/verkeer-vervoer/publicaties/artikelen/ archief/ 2009/2009-hoofdverkeersweg-art.htm.

Beeckman, D., Houwelingen van, C. und Jonge van, E. (2009) Regionale statistieken anno 2009. Geo-Info, 2009, nr. 12, pp. 36-40.

Beeckman D. and Jonge de, E. (2008). Cartography with a capital G: Google and more. Paper presented at the IAOS Conference on Reshaping Official Statistics, Shanghai, China, October 14-16, 2008.

Beeckman, D. (2006). Regionale statistieken 2006: horizontaal, vertikaal en digitaal. Geo-Info, 2006, nr. 3, pp. 106-108.

Bunschoten, B. (2008). Hoe ver woon ik van …In: Bevolkingstrends, tweede kwartaal 2008, pp. 19-22. Den Haag/Heerlen.

CBS (2003). Kaart en kaartgebruik bij het CBS. http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/ themas/dossiers/nederland-regionaal/publicaties/artikelen/archief/2003/ kaarten-en-kaartgebruik-bij-het-cbs.htm

Deerenberg, I., Zuurmond, M. und Melser, C. (2011). Twee op de drie Nederlanders wonen binnen 5 kilometer van treinstation. CBS-webmagazine 14 Februar 2011 (http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/nederland-regionaal/publicaties/artikelen/archief/2011/2011-3315-wm.htm?Referer Type=RSSItem).

Deerenberg, I., Zuurmond, M. und Melser, C. (2010). Negen op de tien Nederlanders wonen binnen 5 kilometer van voortgezet onderwijs. CBS-webmagazine 12 april 2010 (http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/onderwijs/ publicaties/artikelen/archief/2010/2010-3097-wm.htm).

Keuning – van Oorschot (2011). Nederlanders wonen op gemiddeld 0,9 kilometer van een huisartsenpraktijk. http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/gezondheid-welzijn/publicaties/artikelen/archief/2011/2011-afstand-huisarts-art.htm

Melser, C. (2008). Buurtcijfers van het CBS op nieuwe website. CBS-webmagazine 12 februari 2008 (http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/nederland-regionaal/publicaties/artikelen/archief/2008/2008-2390-wm.htm).

Spee, B.A.P., van Elzakker, C.P.J.M. und Ormeling, F.J. (2001). Toegankelijkheid tot op buurtniveau: buurt in beeld van het CBS. Kartografisch Tijdschrift, 2001/2, pp. 36-41.

Statistics Netherlands (2010). Cartography, Google and neighbourhood statistics. Note by Statistics Netherlands. Economic Commission for Europe, Conference of European Statisticians. Fifty-eighth plenary session. Paris, 8-10 June 2010.

Van Houwelingen, C. (2008). Buurtcijfers CBS beschikbaar in Google Earth. CBS-webmagazine, 7 januari 2008 (http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/ nederland-regionaal/publicaties/artikelen/archief/2008/2008-2363-wm.htm).

Van Leeuwen, N. und Baydar, O. (2011). Nauwelijks bevolkingsgroei in kleine dorpen. http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/nederland-regionaal/ publicaties / artikelen/archief/2011/2011-bevolkingskernen-2008-art.htm

Van Leeuwen, N., Zuurmond, M. und Melser, C. (2009). Huisarts voor meeste mensen dicht bij huis. CBS-webmagazine, 25 Mei 2009 (http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/verkeer-vervoer/publicaties/artikelen/archief/2009/2009-2791-wm.htm) .

Vliegen, M. (2004). Cities under the microscope. Some Results of the Urban Audit II. In: E. Schulte Nordholt, M. Hartgers and Rita Gircour (eds.). The Dutch Virtual Census of 2001. Analysis and Methodology. Statistics Netherlands, Voorburg/Heerlen, 2004, pp. 183-202.

Vliegen, M., und Laan van der, P. (1999). Methodische und zeitliche Aspekte der Umstellung der amtlichen Statistik auf Register am Beispiel der Niederlande. Allgemeines Statistisches Archiv, 83. Band, 4/1999. Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen, S. 434-446.

Anmerkungen

1 Ehemaliger Programmmanager für Regionalstatistik beim Niederländischen Statistischen Zentral-

amt. Der Verfasser dankt Niek van Leeuwen und Chantal Melser von diesem Amt für ihre Unterstützung beim Zustandekommen dieses Artikels. Dieser Aufsatz beschreibt die Situation im Frühjahr 2010. Mittlerweile hat das Niederländische Statistische Zentralamt die meisten Ergebnisse für das Jahr 2009 und einige sogar für 2010 aktualisiert. Im Normalfall werden die Daten drei Mal pro Jahr aktualisiert.

2 Diese Applikation kann man abfragen unter folgender Internetadresse: http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/nederland-regionaal/cijfers/cartografische-toegang/geoviewer.htm

3 Die Website findet man unter der Internetadresse http://www.cbsinuwbuurt.nl.
Übrigens war das CBS schon seit der Entstehung der digitalen und interaktiven Karten sehr bestrebt diese Möglichkeiten zu nutzen, um seine regionale Statistiken kartografisch zu erschließen und zu visualisieren (siehe z.B. Spee, van Elzakker en Ormeling, 2001; CBS 2003; Beeckman 2006).

4 Die Geoservices kann man abfragen unter folgender Internetadresse: http://www.cbs.nl/nl-NL/menu/themas/dossiers/nederland-regionaal/cijfers/cartografische-toegang/geoviewer.htm. Die Geoservices sind entsprechend offener Standards des Open Spatial Consortium zu gebrauchen.

5 Technisch wird die Projektion senkrecht auf die Straßenachse mit demselben Wohnorts- und Straßennamen wie die Adresse aus den kommunalen Bevölkerungsregistern vollzogen. Im Falle einiger weniger Adressen ist dies nicht möglich. Die Projektion erfolgt dann auf den terminalen Knoten der an der nächstliegenden Straßenachse mit derselben Kombination von Wohnorts- und Straßenname. Ist letztere Namenskombination nicht vorhanden, dann wird entweder auf die nächstliegende Straßenachse oder auf ihren terminalen Knoten projektiert.

6 Für die Publikation der Ergebnisse für ein bestimmtes Gebiet gilt außerdem, dass mit Rücksicht auf die Währung der Geheimhaltung minimal 10 Personen in diesem Gebiet wohnhaft sein sollen.

7 Daten kann man abfragen unter der Internetadresse: http://statline.cbs.nl/statweb/?LA=nl mittels des Eintragens der Worten „Nabijheid van voorzieningen" oder beim Klicken auf Thema und dann sukzessiv auf „Nederland regionaal; ruimtelijke gegevens, nabijheid van voorzieningen"

8 Teils ist diese Tatsache der Abwesenheit solcher Standorte auf Watteninseln zuzuschreiben. Lässt man die Werte solcher Kommunen außer Betracht, dann reduziert sich der Wert der Kommune mit der größten Entfernung (a) zum nächsten Krankenhaus von 35,3 auf 25,7 Kilometer; (b) zu der nächsten Kindertagesstätte von 34,3 auf 12,1 Kilometer; (c) zum nächsten Kinderbetreuungsdienst von 34,3 auf 12,7 Kilometer; (d) zu der nächsten Bibliothek von 29,9 auf 14,7 Kilometer; und (e) zu dem nächstliegenden Museum von 23,2 auf 15,4 Kilometer.

9 Dieser Vergleich ist an sich nur qualitativ möglich, da es keine absolute Quantität gibt, um den Maß der Homogenität oder Heterogenität einer Streuung festzustellen. Gelegentlich wird aber angenommen, dass ein Variationskoeffizient größer als 1.0 eine erhebliche Streuung beinhaltet, und infolgedessen wird die diesbezügliche räumliche Verteilung als heterogen qualifiziert (siehe u.a. Vliegen, 2004).

10 Die Ergebnisse für die Siedlungen kann man abfragen unter der Internetadresse: http://statline.cbs.nl/statweb/?LA=nl mittels des Eintragens der Worte „Bevolkingskernen" oder beim Klicken auf Thema und dann sukzessiv auf „Nederland regionaal; ruimtelijke gegevens, bevolkingskernen".

Über Statistik:
Eine Karte ist wie eine Statistik: Sie ist nie ganz aktuell, sie gibt Orientierung und man muss sie mit Verstand lesen.

Zahl des Jahres 2011

7 Milliarden Menschen

Martin Schlegel, Hagen

Sie haben wieder viele Vorschläge gemacht. Dennoch aber fiel es der Redaktion dieser Zeitschrift diesmal eher leicht, sich auf eine Zahl des Jahres zu einigen:

7 Milliarden ist die Zahl des Jahres 2011. Sie bezieht sich auf die Weltbevölkerung, die im Herbst 2011 eben diese Marke überschritt. Vor gut 200 Jahren – im Jahr 1804 – lebten nur 1 Mrd. Menschen auf unserem Planeten; 1960 wurden 3 Mrd. erreicht und 1987 fiel die 5 Mrd.-Marke. Auch wenn das bevölkerungsreichste Land – China – eher verhalten wächst, wird sich das Wachstum rasant fortsetzen und die Probleme auf dieser Erde weiter verschärfen.

Auf **Platz 2** haben wir die **100** gesetzt, die für die 1911 gegründete IBM steht. Was damals mit Lochkarten begann, hat sich mittlerweile zu einer hochkomplizierten Technologie entwickelt und die Welt radikal verändert. Zeitweise hat IBM im Computersektor eine weltbeherrschende Stellung eingenommen.

Platz 3 ging an die **25.000**. So viele Euro an öffentlichen Schulden entfallen auf jeden Menschen in Deutschland. Ob Säugling oder Senior, jeder trägt eine Schuldenlast von 25.000 Euro.

Zwei Blicke zurück:
2010 war „16 Millionen" die Zahl des Jahres. Dabei handelt es sich um die Zahl der Menschen, die in Deutschland mit Migrationshintergrund leben.
2009 ging diese Hervorhebung an „40 + 20". Damit wurde an die 60 Jahre Bundesrepublik erinnert, in denen das Land 40 Jahre getrennt war und nun 20 Jahre vereint ist.

Kumulieren und Panaschieren auf Landesebene

Neues Wahlrecht in Hamburg

Oliver Rudolf, Hamburg

2 Stimmzettel mit je 5 Stimmen

Das Wahlrecht zur Hamburg-Wahl 2011 bildet den – nach dem gegenwärtigen Stand – Abschluss einer jahrelangen politischen Diskussion, die mit der Änderung des Bürgerschaftswahlgesetzes durch einen von Mehr Demokratie e.V. initiierten Volksentscheid vom 13. Juni 2004 einen zwischenzeitlichen Höhepunkt erlangt hatte[1]. Zur Anwendung ist dieses Wahlrecht aber nicht gekommen. Das durch Volksentscheid beschlossene Bürgerschaftswahlgesetz wurde 2006 und 2007 in Teilen wieder modifiziert, allerdings nicht vollständig revidiert. So wurde die Hamburg-Wahl 2008 zwar mit nur einer Stimme für die Landeslisten durchgeführt, dem Landeslisten-Stimmzettel waren aber die Kandidierenden der einzelnen Landeslisten als Anhang beigefügt. Zudem wurde das Personenwahlelement der Sitzvergabe über die neu gebildeten 17 Wahlkreise beibehalten. Auf den Stimmzetteln konnten die Wahlberechtigten jeweils fünf Stimmen kumulieren und panaschieren.

Abb. 1:
Vor dem Wahltag wurde allen Wahlberechtigten ein Musterstimmzettelheft mit den vier Stimmzetteln zugesendet.

Nach der Bürgerschaftswahl 2008 suchten die in der Bürgerschaft vertretenen Parteien (CDU, SPD, GRÜNE/GAL, DIE LINKE) mit Vertretern von Mehr Demokratie e.V. eine Verständigung und einigten sich auf ein neues Wahlrecht, das mit dem Vierten Gesetz zur Änderung wahlrechtlicher Vorschriften vom 7. Juli 2009 beschlossen wurde[2]. Ein weiterer Gegenstand der Einigung war eine Änderung der Verfassung der Freien und Hansestadt Hamburg (HV) vom 8. Juli 2009[3]. Verfassungsrechtlich ist jetzt bestimmt, dass Änderungen der Wahlgesetze einer Zwei-Drittel-Mehrheit bedürfen und die Änderungen nicht vor Ablauf von drei Monaten nach Verkündung in Kraft treten. Über eine solche Gesetzänderung ist darüber hinaus ein Volksentscheid durchzuführen, wenn dies von mindestens 2,5 Prozent der Wahlberechtigten innerhalb der Drei-Monats-Frist verlangt wird (gegenwärtig wären dies rd. 31.000 von insgesamt rd. 1,25 Mio. Wahlberechtigten). Zukünftige Änderungen des Wahlrechts sind damit einem breiten inner- und außerparlamentarischen politischen Konsens unterstellt.

Das auf eine Stärkung der Personalisierung abzielende neue Wahlrecht kam erstmals bei der Neuwahl am 20. Februar 2011 zur Anwendung.

Das Wahlsystem

Allgemeines

Die Bürgerschaft, das Landesparlament von Hamburg, besteht in der Regel aus 121 Abgeordneten. 71 Abgeordnete werden über Wahlkreislisten gewählt; Hamburg ist in 17 Wahlkreise mit – je nach Bevölkerungszahl – drei bis fünf Mandaten eingeteilt. Die übrigen Sitze sowie ggf. Ausgleichs- und Mehrheitssicherungsmandate werden über die Landeslisten vergeben.

Gewählt wird mit zwei Stimmzetteln mit jeweils bis zu fünf Stimmen, die kumuliert und panaschiert werden können.

Auf dem Landeslistenstimmzettel können insgesamt fünf Stimmen als Listenstimme(n) auf die Gesamtliste(n) einer oder mehrerer Parteien[4] abgegeben werden; in diesem Fall wird die jeweilige Stimme auf eine Landesliste als Ganzes ohne Änderung der Listenplatzreihenfolge abgegeben. Die Stimmen können aber auch als Personenstimmen auf einzelne Kandidierende oder gemischt als Listen- und Personenstimmen abgegeben werden. Dagegen können die fünf Wahlkreisstimmen ausschließlich als Personenstimmen vergeben werden[5].

Stimmzettel

Auch bei den Stimmzetteln spiegelt sich die stärkere Personalisierung des Wahlrechts wider.

Die Reihenfolge der Wahlkreislisten richtet sich nach der Anzahl der in den Wahlvorschlägen einer Partei aufgeführten Kandidierenden, wobei die Zahl der Bewerber einer Wahlkreisliste auf die doppelte Anzahl der in dem betreffenden Wahlkreis zu vergebenden Sitze beschränkt ist. Je nach Wahlkreisgröße können also sechs bis zehn Kandidierende in einem Wahlvorschlag benannt werden.

Die Reihenfolge der Landeslisten richtet sich zunächst nach der Anzahl der insgesamt von der Partei in den Wahlkreislisten aufgestellten Personen. Bei gleicher Personenzahl entscheidet die Zahl der Landesstimmen, die eine Partei bei der letzten Bürgerschaftswahl erlangt hat. Ergibt sich hiernach keine eindeutige Reihenfolge, wird alphabetisch sortiert.

Diese Festlegungen sollen die Parteien dazu motivieren, möglichst viele Wahlkreisbewerber aufzustellen. Zugleich sollte der Besorgnis begegnet werden, dass Parteien die aufgrund der Personenstimmen in den Wahlkreisen bestehende personelle Einflussnahmemöglichkeit dadurch negieren, dass sie ihre Wahlvorschläge in den Wahlkreisen auf die Anzahl der möglichen Mandatsgewinne beschränken[6].

Mit Blick auf die Wahlentscheidung müssen die Stimmzettel eine kurze allgemeinverständliche Erläuterung der Regeln zur Stimmabgabe enthalten und sind auf den Landeslistenstimmzetteln Familienname, Vorname(n), Geburtsjahr und Beruf sowie auf dem Wahlkreislistenstimmzetteln zusätzlich der Wohnorts-Stadtteil anzugeben.

Mandatsver- und -zuteilung

Der Anteil der Sitze einer Partei bestimmt sich nach dem Verhältnis der für die Landeslisten abgegebenen Gesamtstimmen (Listen- und Personenstimmen), wobei nur Parteien berücksichtigt werden, die mindestens fünf Prozent der Gesamtstimmen erlangt haben. Die Mandatszuteilung erfolgt in einem dreistufigen Verfahren:

Erster Schritt

Im ersten Schritt werden die in den Wahlkreisen gewählten Personen ermittelt.

Als Element der Verhältniswahl wird zunächst im Divisorverfahren mit Standardrundung ermittelt, welche Anzahl der in dem betreffenden Wahlkreis zu vergebenden Sitze auf die einzelnen Wahlkreislisten entfällt. Hierzu wird die Anzahl der auf die Wahlkreisliste abgegebenen Personenstimmen durch die Wahlzahl (die insgesamt in dem Wahlkreis abgegebenen Personenstimmen) dividiert. Ergeben sich hiernach mehr oder weniger Sitze, als über den Wahlkreis zu vergeben sind, ist die Wahlzahl im iterativen Verfahren entsprechend herauf- bzw. herabzusetzen.

Anschließend erfolgt innerhalb der Wahlkreislisten die jeweilige Mandatszuteilung nach der Anzahl der erlangten Personenstimmen. Bei gleicher Anzahl der Personenstimmen entscheidet der Listenplatz. Es findet somit keine direkte Personenwahl in den Wahlkreisen statt, sondern durch die Personenstimmen kann die Platzierung abweichend von der Listenaufstellung beeinflusst werden.

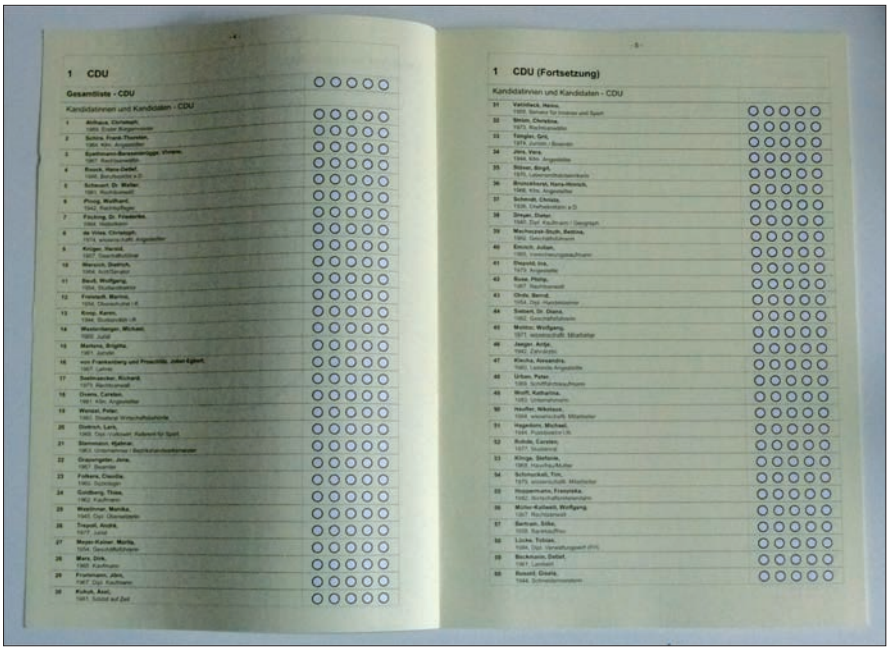
Zweiter Schritt

Im zweiten Schritt wird zunächst anhand der insgesamt auf die einzelnen Landeslisten entfallenden Listen- und Personenstimmen im Divisorverfahren mit Standardrundung der Anteil der 121 Sitze ermittelt, wobei mindestens ein Stimmenanteil von 5 Prozent erreicht worden sein muss, um bei der Verteilung berücksichtigt zu werden. Ergeben sich Überhangmandate, weil eine Partei mehr Wahlkreismandate erlangt hat, als ihr nach dem

Mandatszuteilung in 3 Schritten

Abb. 2: Ein gelber Landeslisten- und ein roter Bürgerschaftswahlkreisstimmzettel

Abb. 3: Für eine Landesliste können bis zu 60 Kandidierende aufgestellt werden.



Ausgleichsmandate

berechneten Stimmenanteil zustehen, fallen Ausgleichsmandate an. Dies gilt auch, wenn eine Partei, die an der 5-Prozent-Klausel gescheitert ist, oder eine Einzelkandidatur ein Wahlkreismandat erhalten hat. Zudem besteht eine

Mehrheitssicherungsklausel

Mehrheitssicherungsklausel, wodurch ggf. weitere Mandate zu vergeben sind. Ergibt sich unter Einbeziehung von Überhang- und Ausgleichsmandaten eine gerade Anzahl von Sitzen, wird ein zusätzliches Mandat vergeben. Gegebenenfalls wird die Anzahl aufgrund der Mehrheitssicherungsklausel um weitere Sitze erhöht, wenn dies zur Sicherung einer nach dem Stimmenanteil erlangten absoluten Mehrheit erforderlich ist.[7]

Vereinfachte Auszählung

Dritter Schritt
Im dritten Schritt werden nach Abzug der jeweils von einer Partei erlangten Wahlkreismandate die verbleibenden Landeslistenmandate im Verhältnis der Listen- zu den Personenstimmen verteilt. Hierzu wird zunächst das Produkt aus der Anzahl der Listenstimmen und der Anzahl der über die Landesliste zu vergebenden Sitze durch die Anzahl der auf die Landesliste abgegebenen Gesamtstimmen (Listen- und Personenstimmen) dividiert. Die sich hieraus nach Standardrundung errechneten Sitze werden nach der Listenplatzfolge im Wahlvorschlag vergeben. Anschließend werden die restlichen Mandate in der Reihenfolge der erzielten Personenstimmen vergeben. (siehe Kasten links)
Durch die Reihenfolge der Mandatszuteilung – Wahlkreis-, Listenplatz-, Personenstimmenmandat über die Landesliste – soll die Mandatsrelevanz der Personenstimmen und damit die Einflussnahmemöglichkeit auf die personelle Zusammensetzung der Bürgerschaft gestärkt werden[9]. Auf der anderen Seite ist jedoch zu berücksichtigen, dass in den Fällen, in denen ein Sitz über die Landesliste erlangt wird, die Person auf dem Listenplatz 1 ihr Mandat regelmäßig als Listenmandat erhält, so dass sich die auf sie entfallenden Personenstimmen dahingehend auswirken, dass sie das Verhältnis der nach Listen- bzw. Personenstimmen zu vergebenden Mandate zugunsten der Personenstimmen verschieben können. Wird diesbezüglich das Ergebnis der Hamburg-Wahl 2011 betrachtet, ist festzustellen, dass die Spitzenkandidaten bei der SPD 73 %, bei der CDU 56%, bei GRÜNE/GAL 27%, bei der FDP 73 % und bei DIE LINKE 28% der jeweils auf die Landesliste entfallenden Personenstimmen erhalten, ihr Mandat aber über den Listenplatz erlangt haben.

Berechnung nach dem Ergebnis der Hamburg-Wahl 2011 für die SPD[8]:
Nach dem Verhältnis der für die Landeslisten abgegebenen Gesamtstimmen sind auf die SPD 62 der 121 Sitze entfallen. Nach Abzug der 37 erzielten Wahlkreismandate waren 25 Sitze über die Landeslisten zu vergeben. Auf die Landesliste wurden insgesamt 1.667.804 Stimmen (794.606 als Listenstimme und 873.198 als Personenstimme) abgegeben. Daraus ergibt sich:
25 X 794.606 : 1.667.804 = 11,91 = (standardgerundet) 12 Sitze, die in der Reihenfolge der Listenplatzfolge zu vergeben waren. Die restlichen Sitze waren nach Personenstimmen auf der Landesliste zu vergeben.

Feststellung der vorläufigen Fraktionsstärke

Zu der Hamburg-Wahl 2011 wurde die „Auszählung zur Feststellung der vorläufigen Verteilung der Bürgerschaftssitze" neu eingeführt.
Aufgrund der 2011 letztmalig gemeinsamen Bürgerschafts- und Bezirksversammlungswahlen waren in jedem Wahlbezirk vier Stimmzettel auszuzählen:

- Landeslisten der Bürgerschaftswahl
- Wahlkreislisten der Bürgerschaftswahl
- Bezirkslisten der Bezirksversammlungswahl
- Wahlkreislisten der Bezirksversammlungswahl

In dem 32-seitigen Landeslistenstimmzettel waren 13 Wahlvorschläge mit insgesamt 323 Kandidierenden abgedruckt. In den 16-seitigen Wahlkreisstimmzetteln zur Bürgerschaftswahl waren bezogen auf die 17 Wahlkreise insgesamt 127 Wahlvorschläge mit insgesamt 712 Kandidierenden aufgeführt.
Testauszählungen hatten ergeben, dass eine manuelle Auszählung am Wahlabend (bis 24:00 Uhr) mit der Verkündung eines vorläufigen Wahlergebnisses nicht durchzuführen sein würde. Der Einsatz eines Wahlgerätes ist nach dem neuen Bürgerschaftswahlgesetz ausdrücklich ausgeschlossen. Um dennoch dem Interesse von Öffentlichkeit und Politik an dem politischen Ergebnis am Wahlabend entsprechen zu können, wurde die vereinfachte Auszählung zur Ermittlung der vorläufigen Fraktionsstärke entwickelt. Für diese vereinfachte Auszählung werden nur die eindeutig gültigen Landeslistenstimmzettel herangezogen. Die Auszählung hat sich dann auf die Gesamtstimmen beschränkt; d.h., es wurde nicht nach den auf die einzelnen Kandidierenden entfallenden Personenstimmen differenziert. Durch diese vereinfachte Auszählung konnte das politische Ergebnis, die Verteilung der Bürgerschaftssitze auf die Parteien nach dem Verhältnis der auf den Landeslisten abgegebenen Gesamtstimmen, ermittelt und gegen 23:00 Uhr als vorläufige Verteilung der Bürgerschaftssitze mitgeteilt werden. Das Ergebnis dieser vereinfachten Auszählung hat sich bei der Wahl 2011 mit einer Abweichung zu dem amtlichen Endergebnis von lediglich 0,1 Prozentpunkten bei den Stimmenanteilen von SPD und FDP als durchaus belastbar erwiesen. An den Folgetagen wurden

dann die Landeslistenstimmzettel insgesamt neu und die anderen Stimmzettel erstmalig ausgezählt.

Nachberufung und Nachfolge

In Hamburg darf ein Senatsmitglied nicht zugleich ein Bürgerschaftsmandat ausüben. Für die Zeit der Senatsmitgliedschaft übt der nächstgewählte Kandidierende das Mandat des Senatsmitglieds aus (Nachberufung). Scheidet das Senatsmitglied aus dem Senat wieder aus, verliert der zuletzt nachberufene Abgeordnete seine Mitgliedschaft in der Bürgerschaft.

Die Nachberufung erfolgt nach denselben Regularien wie die Nachfolge eines Abgeordneten, der aus der Bürgerschaft z.B. wegen Tod oder Verlust der Wählbarkeit ausscheidet. Hat die gewählte Person ihr Mandat über die Wahlkreisliste erlangt, folgt die nächste, noch nicht gewählte wählbare Person der Wahlkreisliste. Hat sie ihr Mandat über die Landesliste erlangt, ist maßgeblich, ob sie ein Listenplatzmandat oder ein Personenstimmenmandat erlangt hat.

Entsprechend wird die nächste noch nicht gewählte wählbare Person nachberufen bzw. für gewählt erklärt. Dabei muss nur bei der Nachberufung bzw. Nachfolge über die Landesliste die jeweilige Parteimitgliedschaft noch bestehen.

Fazit

Angelegt war das neue Wahlrecht, um die jahrelange Diskussion zum Wahlrecht in Hamburg durch ein im politischen und gesellschaftlichen Raum erzielten Konsens zu beenden. Insbesondere die mit 57,3 % niedrige Wahlbeteiligung, der Anteil der ungültigen Stimmzettel (3 % bei den Landeslistenstimmzetteln) – der nach der Wahlstatistik bei der Altersgruppe der über 60-Jährigen mit 6,6 % besonders hoch gewesen ist – und schließlich auch die Kosten in Höhe von rd. 16 Mio. Euro haben das Wahlrecht aber wieder in die politische Diskussion gebracht. Das inhaltliche Ziel einer stärkeren Personalisierung durch Einflussmöglichkeiten mittels Personenstimmen wird angesichts der Veränderungen in der Platzierung (bezogen auf die fünf in der Bürgerschaft vertretenen Parteien weichen bei 91,3 % der Kandidierenden die Platzierung nach Personenstimmen von dem Landeslistenplatz ab) indes als grundsätzlich erreicht angesehen werden dürfen. Wenn auch der Bekanntheitsgrad der Kandidierenden nach den Ergebnissen einer von der Universität Hamburg im Auftrag des Verfassungs- und Bezirksausschusses der Hamburgischen Bürgerschaft und der Bürgerschaftskanzlei erstellten Studie: „Evaluation des neuen Wahlrechts bei der Bürgerschaftswahl 2011 – Ergebnisse einer Wähler und Nichtwählerbefragung" (so genannte Jakobeit-Studie) im Hinblick auf die Zielrichtung insgesamt als gering ausgeprägt zu bezeichnen ist.

Besonders Senioren wählten ungültig

Hohe Kosten

Weitgehend unbekannte Kandidaten

Weitere Informationen

- Erfahrungsbericht des Landeswahlleiters zur Hamburg-Wahl am 20. Februar 2011 (www.hamburg.de/hamburg-wahlen)
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein: Wahlen zur Bürgerschaft und zu den Bezirksversammlungen am 20. Februar 2011 – Band 1 und 2 (www.statistik-nord.de/wahlen2011)
- Universität Hamburg (Autoren: Prof. Dr. Jakobeit u.a.) im Auftrag des Verfassungs- und Bezirksausschusses der Hamburgischen Bürgerschaft und der Bürgerschaftskanzlei: Evaluation des neuen Wahlrechts bei der Bürgerschaftswahl 2011 – Ergebnisse einer Wähler und Nichtwählerbefragung – Anlage zur Bürgerschaftsdrucksache 20/1024 (abrufbar über die Parlamentsdatenbank unter: (www.buergerschaft-hh.de/parldok/)
- Rechtsgrundlagen – Wahlen zur Bürgerschaft und zu den Bezirksversammlungen (www.hamburg.de/hamburg-wahlen)

Anmerkungen

1 Amtlicher Anzeiger 2004, S. 1343; HmbGVBl. S. 313
2 Bürgerschaftsdrucksache 19/3280; HmbGVBl. S. 213
3 Art. 6 Abs. 4 i.V.m. Art. 50 Abs. 4 HV
4 Hier und jeweils nachfolgend: oder Wählervereinigungen
5 In den Wahlkreisen sind neben Wahlkreislisten von Parteien und Wählervereinigungen auch Einzelkandidaturen möglich.
6 vgl. Bürgerschaftsdrucksache 19/3280, S. 23
7 Bei der Wahl zur Bezirksversammlung Bergedorf hat ein Bewerber der PIRATEN ein Wahlkreismandat erzielt, die Partei ist aber an der bei den Bezirksversammlungswahlen geltenden Drei-Prozent-Sperrklausel gescheitert. Deshalb hat sich die Gesamtzahl der Sitze der Bezirksversammlung (45) um ein Ausgleichsmandat auf 46 und nachfolgend um ein Mandat wegen gerader Zahl auf 47 Sitze erhöht. Anschließend wurden zwei zusätzliche Sitze aufgrund der Mehrheitssicherungsklausel vergeben, insgesamt also 49 Sitze (vgl. Amtlicher Anzeiger S. 807).
8 Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein: Wahlen zur Bürgerschaft und zu den Bezirksversammlungen am 20. Februar 2011 – Band 2, Seite 55
9 vgl. Bürgerschaftsdrucksache 19/3280, S. 20

Grüne vorn in Darmstadt: Zufall oder Zukunft?

Neue Unübersichtlichkeit in Hessen?

Günther Bachmann, Darmstadt

Grüner OB

Darmstadts grüner Oberbürgermeister-Kandidat Jochen Partsch wurde von Filmteams, Kameras und Mikrofonen fast erdrückt, als am 27. März 2011 die ersten Hochrechnungen an die Projektionswand gebeamt wurden. Fälschlicherweise meldeten am selben Abend die „tagesthemen" den Sieg des Grünen als Oberbürgermeister in Darmstadt, stand doch die Stichwahl am 10. April noch an, die erst die endgültige Entscheidung bringen sollte. Ganz aus dem Rennen war der CDU-Kandidat, Rafael Reisser. Der amtierende OB Walter Hoffmann, SPD, kam nur auf 29,0% der Stimmen und musste sich dem grünen Kandidaten, der wider Erwarten aller Wahlbeobachter sensationelle 37,4% der Stimmen auf sich vereinigen konnte, in der Stichwahl stellen. Bei der am gleichen Tag stattfindenden Kommunalwahl gewannen die Grünen ebenfalls mit 32,9% aller Stimmen, gefolgt von der CDU mit 24,8%, wobei die bislang seit Ende des Zweiten Weltkriegs immer regierende SPD mit 21,3% abgeschlagen auf Platz 3 landete. Die Grünen lösten damit die seit Jahrzehnten in Darmstadt dominierende Regierungspartei SPD ab; durch den enormen Stimmenzuwachs um 17,4% für die Grünen ergab sich zudem die neue Situation, dass ohne die Grünen keine Stadtregierung mehr gebildet werden konnte.

Grünen-Sieg: eine vorübergehende Erscheinung?

Der Erfolg der Grünen setzte sich bei der Oberbürgermeister-Stichwahl am 10. 4. fort, da der grüne OB-Kandidat mit 69,1% als neuer OB gewählt wurde und der amtierende SPD- Oberbürgermeister, Walter Hoffmann, nur 30,9% der Stimmen erzielte. Da in der Folge die SPD an der neuen Stadtregierung aus Grünen und CDU nicht mehr beteiligt war, wurde das Kapitel der vorherrschenden sozialdemokratischen Mehrheit in Darmstadt endgültig beendet – zum ersten Mal seit 1946 war kein Sozialdemokrat mehr Oberbürgermeister in Darmstadt, die SPD nicht mehr an der Macht im Rathaus beteiligt.

Dies wurde von den bundesdeutschen Medien sofort als „Sensation" aufgegriffen:
Auffällig war in der gesamten Berichterstattung, dass sich mit der OB-Wahl in Darmstadt erstmals ein grüner Kandidat in einer Dienstleistungsstadt mit einem starken industriellen Kern, mit vielen produzierenden Unternehmen und einer starken Hightechindustrie durchsetzte. In der Vergangenheit waren die hessischen Kommunalwahlen häufig von einer „Siegerpartei" geprägt, die hessenweit besser abschnitt als die andere, zumeist konkurrierende große Volkspartei: entweder die CDU oder die SPD hatten „die Nase vorne".

Das Hessische Statistische Landesamt kommentierte die Wahlergebnisse in seiner Publikation: „Die CDU stellt in Frankfurt und Offenbach am Main sowie in Wiesbaden die stärkste Fraktion, die SPD in Kassel, und in Darmstadt wurden die GRÜNEN stärkste Kraft."[1] Herrscht nach den Kommunalwahlen 2011 nun in Hessen die neue, „große Unübersichtlichkeit", wie Jürgen Habermas[2] dies einmal für die moderne gesellschaftliche Entwicklung formulierte? In Darmstadt erzielten die Grünen mit 32,9% ihr bestes Ergebnis bei einer hessischen Kommunalwahl und wurden dadurch auch erstmals politisch stärkste Kraft in einer kreisfreien Stadt und stellen auch den Oberbürgermeister.

Bisherige Wahlerfolge der Grünen in Großstädten lagen zumeist in Kommunen mit sehr hohem Studierendenanteil wie z.B. Tübingen, Freiburg oder Konstanz. Dieses Profil ist Darmstadt zwar auch eigen, es ist jedoch nicht alleine strukturprägend. Ist der sensationelle Sieg der Grünen in Darmstadt nur eine vorübergehende Zeiterscheinung, von kurzfristigen Meinungsschwankungen der Wählerschaft wegen dem Atomunfall in Fukushima verursacht, oder liegen dem Wahlergebnis andere, strukturell viel tiefer liegende Veränderungen in

Darmstadts Stadtgesellschaft zugrunde, die durch die Kommunal- und Oberbürgermeisterwahl nun ihren politischen Ausdruck fanden?

Auch nach den Wahlen wurden sowohl bei den Medien wie in den Sozial- und Politikwissenschaften die Darmstädter Wahlergebnisse mit großer Aufmerksamkeit registriert, wobei die häufigste Fragestellung bei der Betrachtung der Ergebnisses jene war, ob die Darmstädter Ereignisse Vorreiter sind für eine ganz neue politische Kultur und Hinweis auf Veränderungen der politischen Mehrheitsverhältnisse in der Republik[3].

Immerhin 7.843 Bürgerinnen und Bürger mehr als noch in 2006 haben bei der Kommunalwahl am 27. März 2011 ihre Stimme abgegeben, was die Wahlbeteiligung von 2006 mit 43,7% auf 49,4% deutlich erhöhte. „Darmstadt ist Spitze" – zumindest bei den hessischen Großstädten war die Wissenschaftsstadt Spitzenreiter bei der Wahlbeteiligung, die Zahl der Nichtwähler war hier am niedrigsten. Damit war fast die Beteiligung von 2001 wieder erreicht, bei der damaligen Kommunalwahl lag die Wahlbeteiligung bei 49,5%.
In der neuen Stadtverordnetenversammlung sind 8 Parteien vertreten: mit Abstand die stärkste Gruppierung sind die Grünen, gefolgt von der CDU und der SPD, alle anderen Parteien und Gruppierungen liegen deutlich unter 10%.

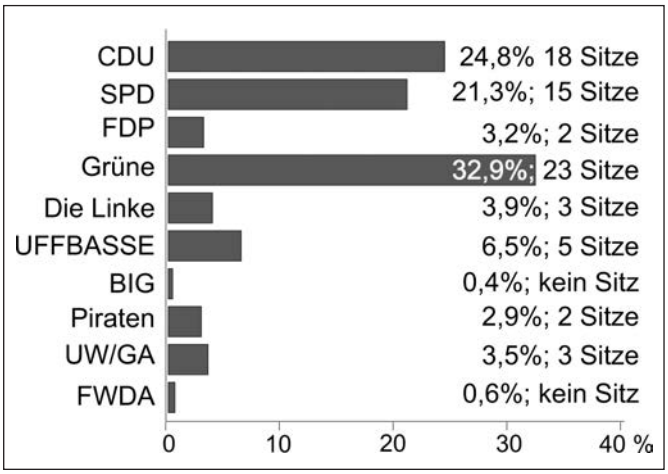
Die Kommunalwahl

Auffällig ist die starke Dominanz der Grünen in den Altersgruppen unter 45 Jahren: verglichen mit früheren Wahlergebnissen scheint es, als hätten SPD und Grüne die Rollen getauscht. Die CDU war in diesen jüngeren Altersgruppen im letzten Jahrzehnt noch nie stark vertreten. Besonders auffällig ist das überaus deutlich positive Abschneiden der Grünen bei den Frauen, dort bekamen die Grünen mehr als doppelt so viele Stimmen wie die SPD; erst ab der Altersgruppe der Frauen über 60 Jahre werden die Grünen mit 18,8% von CDU mit 41,2% und SPD mit 27,7% „überholt". Dennoch liegt gerade bei dieser Altersgruppe ab 60 Jahren einer der Schlüssel zum Erfolg für die Grünen: die durch die demografische Entwicklung bedingte quantitative Stärke dieser Altersgruppen, verbunden mit der hohen Wahlbeteiligung, war in den letzten Jahrzehnten immer die Domäne der beiden großen Volksparteien CDU und SPD; gerade hier, bei Seniorinnen und Senioren, gelang den Grünen das Eindringen in diese einst anders orientierten Wählerschichten. (Abb. 1)

Interessant ist auch die Feststellung, dass die Grünen in den Altersgruppen der erwerbstätigen Wählerschichten und der jungen Familien zur bedeutendsten Partei geworden sind, wo selbst eine Addition der Ergebnisse von SPD und CDU nicht an das Ergebnis der Grünen heranreicht.

Im Vorfeld der Kommunalwahl und der Oberbürgermeister-Direktwahl in 2011 beherrschten höchst umstrittene Themen die Debatten in der Stadtgesellschaft: die Auseinandersetzung um das die Stadt finanziell sehr belastende Straßenbauprojekt „Nordostumgehung", die Frage der Verbesserung der Kinderbetreuung in der

Abb. 1: Gesamtergebnis Kommunalwahl in Darmstadt 2011



Stadt und seine Finanzierung, der Konflikt um den Standort eines neuen Museums auf dem Jugendstilhügel „Mathildenhöhe", die Sanierung der städtischen Straßen und die Probleme mit dem städtischen Haushalt insgesamt. Dazu kam unmittelbar vor den Wahlen die Erdbeben- und Tsunami-Katastrophe in Japan vom 11. März 2011. Der Super-Gau in mehreren japanischen Atomreaktoren in Fukushima veränderte die politische Debatte in der Bundesrepublik und auch in Darmstadt, da zusätzlich das „urgrüne" Thema der nuklearen Sicherheit deutscher Atomkraftwerke, nicht zuletzt durch die „alten" hessischen Reaktoren im nahe gelegenen Biblis, aktuell auf die Tagesordnung der politischen Debatte kam. Während sich die SPD sehr zerstritten zeigte, den eigenen OB-Kandidaten bekämpfte und trotz großer Löcher im städtischen Haushalt für den finanziell aufwendigen Straßenbau der geplanten Umgehungsstraße plädierte, zeigten sich die Grünen als die für die anstehenden Aufgaben der Stadtgesellschaft „modernere" Partei. Mit ihrer Ablehnung des Straßenprojekts, dem Versprechen größerer Bürgerbeteiligung und dem starken

Höhere Wahlbeteiligung

Grüne vorn, auch bei Erwerbstätigen

Abb. 2: Erster Wahlgang zur OB-Wahl – Repräsentative Wahlstatistik Männer und Frauen

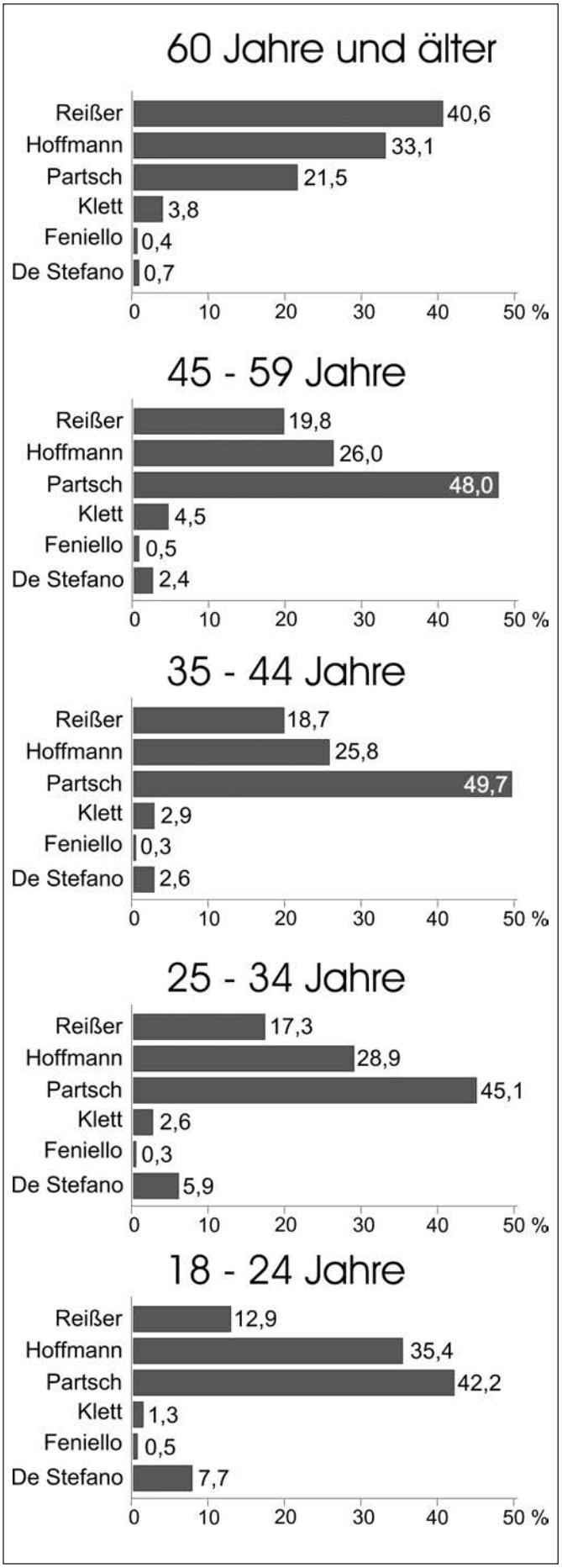
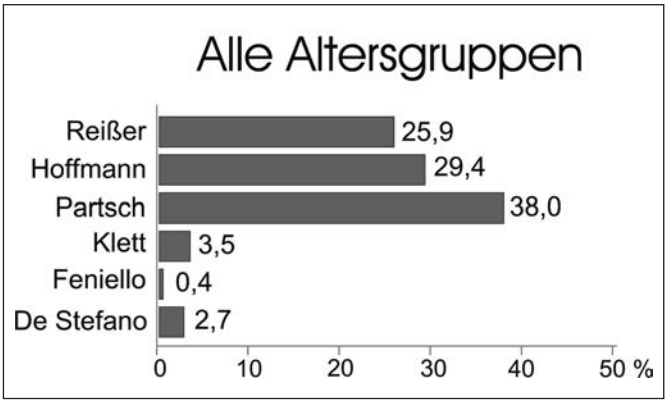


Abb. 3: Erster Wahlgang zur OB-Wahl – Repräsentative Wahlstatistik Männer und Frauen



Ausbau der Kinderbetreuung trafen sie eher den Konsens der Meinungen der Wählerschaft in der Wissenschaftsstadt Darmstadt.

Sehr auffällig ist auch das schlechte Abschneiden der FDP, stellte sie doch in der vergangenen Wahlperiode einen Dezernenten und war bis zum Ende an der Regierungskoalition beteiligt. Das Fehlen der Stimmen aus allen Altersgruppen führte dazu, dass die FDP in der jetzigen Wahlperiode nur zwei Abgeordnete stellt.

Eine Darmstädter Besonderheit stellt die subkulturell-linke Gruppierung Uffbasse dar: als Oppositionspartei konnte sie ihren Status halten und auch in ältere Wählerschichten vordringen und z.B. in der Altersgruppe von 45 bis 59 Jahren deutlich zulegen. Die Partei Die Linke konnte wieder bei den Älteren, insbesondere bei den Männern zwischen 45 und unter 60 Jahren, ihren größten Wahlerfolg erzielen, die Piratenpartei vor allem bei den jungen männlichen Wählern (18 bis 24 Jahre) mit 16,8% stark „punkten". Im Ergebnis praktisch halbiert hat sich die bürgerlich-konservative Gruppierung Uwiga, sie hat ihren Wählerschwerpunkt bei Männern und Frauen ab 45 Jahren.

OB-Wahl: Erster Wahlgang

Seit der Einführung der Direktwahl des hessischen Oberbürgermeisters, in Darmstadt seit 1999, standen sich immer die Kandidaten der beiden Volksparteien SPD und CDU als chancenreichste Bewerber gegenüber, wobei am Ende immer die SPD-Kandidaten die Nase vorne hatten.

Überraschend für viele war der klare Wahlsieg des grünen Kandidaten Jochen Partsch und der hohe Abstand zum amtierenden Oberbürgermeister und SPD-Kandidaten, Walter Hoffmann, sowie zum CDU-Kandidaten Rafael Reißer. Zwar konnte Walter Hoffmann seine Hoffnung auf die Stichwahl gegen den Grünen-Kandidaten Partsch am 10.04.2011 setzen, für den CDU-Kandidaten Reißer war jedoch das Oberbürgermeisteramt außer Reichweite geraten. Die anderen Kandidaten erreichten Ergebnisse unter 5%, beachtlich war der Erfolg der Piratenpartei mit ihrem Kandidaten De Stefano. (Abb. 2–3)

Die Betrachtung der Altersgruppen, in Kombination mit dem Geschlecht der Wählenden, gewährt Einblicke in das Wählerverhalten. Generell ist festzuhalten, dass mit

zunehmendem Alter auch die Wahlbeteiligung steigt. Beim CDU-Kandidaten Reißer ist dies auch für den jeweiligen Stimmenanteil in den Altersgruppen feststellbar: die höchsten Stimmanteile erzielte Reißer in der Altersgruppe 60 Jahre und älter. Lag sechs Jahre vorher der Anteil dieser Wählergruppe beim damaligen CDU-Kandidaten noch über 50%, sowohl bei Frauen wie bei Männern, konnte Reißer in 2011 nur noch knapp die 40-Prozenthürde überspringen. Damit wird das Dilemma der CDU deutlich: mit dem demografischen Wandel werden die alten, klassischen CDU-Milieus immer kleiner, die „neuen Alten" sind nicht mehr so stark auf eine Partei festgelegt.

Der SPD-Kandidat Hoffmann lag in 2011 nur knapp unter den Werten der Stimmenanteile, die er bereits bei der OB-Wahl in 2005 bei den jeweiligen Altersgruppen und Geschlechtern erzielt hatte. Besonders bei jungen Frauen und Männern und bei den Älteren erhielt er den stärksten Zuspruch der Wählerinnen und Wähler. Bei Berücksichtigung der etwas höheren Wahlbeteiligung in 2011 erzielte Hoffmann – so gesehen – ein praktisch identisches Ergebnis wie bei der Oberbürgermeisterwahl in 2005.

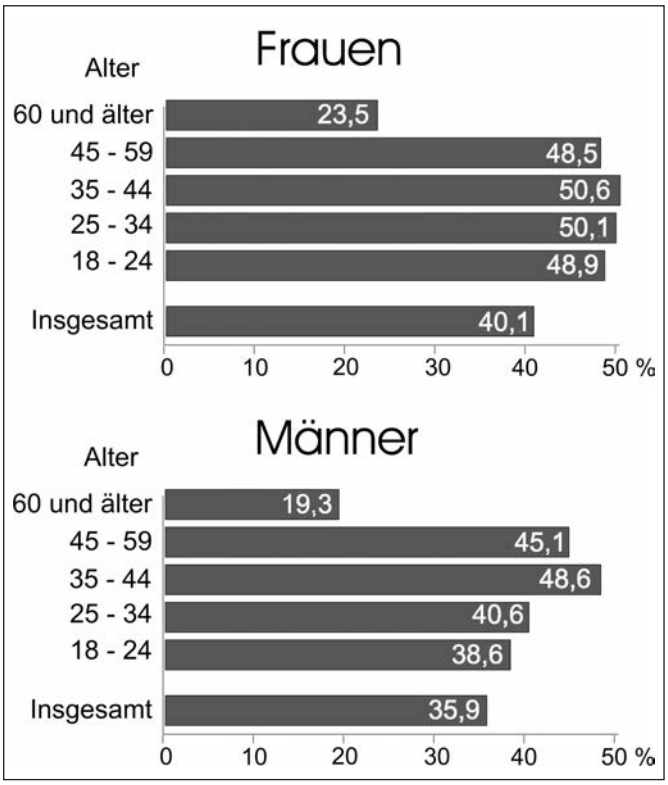
Überraschend war das Abschneiden des Grünen-Kandidaten Partsch, der bei den Frauen bis unter 60 Jahre etwa jeweils die Hälfte der Stimmenanteile aller Wählerinnen bekam. Sowohl bei Männern wie bei Frauen lag Partsch deutlich vor Hoffmann, nur bei der ältesten Wählergruppe lag er mit 23,5% bei den Frauen und 19,3% bei den Männern hinter den beiden Vertretern der großen Volksparteien CDU und SPD.

Erst im Vergleich mit der OB-Wahl von 2005 wird deutlich, wie sehr der grüne Kandidat und bisherige Sozialdezernent Partsch in der Wählergunst gewonnen hat: im Vergleich zum Ergebnis der damaligen Grünen-Kandidatin Daniela Wagner von 2005 hat er bei den Seniorinnen und Senioren das Ergebnis fast vervierfacht. Nicht ganz so stark ist dieser Effekt für die Grünen bei den Kommunalwahl-Ergebnissen ausgeprägt, jedoch auch dort statistisch deutlich messbar vorhanden. Der analytische Schluss aus diesen Ergebnissen ist, dass die Bindungskraft der Wählerschaft – insbesondere bei Seniorinnen und Senioren – an die beiden großen Volksparteien nachlässt[4].

Sehr auffällig ist der hohe Anteil der Wählerstimmen für Partsch bei der Gruppe der potentiell jungen Familien und der Erwerbstätigen insgesamt: bei allen Altersgruppen der Wählerschaft von 18 bis unter 60 Jahren ist Partsch der Gewinner, teilweise mit sehr deutlichem Abstand zum CDU-Kandidaten, aber auch zum amtierenden Oberbürgermeister und SPD-Kandidaten. Gerade die SPD bezog ihre Stärke und ihr gutes Abschneiden bei den Wahlen stets aus der Unterstützung der Wählerschaft der erwerbstätigen Bevölkerung bis 60 Jahre und der relativ hohen Anteile bei Seniorinnen und Senioren, auch wenn die CDU hier in der Regel bei über 50% lag und von allen angetretenen Parteien die höchsten Stimmanteile erzielen konnte.[5] (Abb. 4)

Sensationell war das Abschneiden von André De Stefano von der Piratenpartei bei den jungen Männern im Alter von 18 bis 24 Jahren, da er dort 11,7% erzielte. Dies ist jedoch auch die Zielgruppe der Piratenpartei: junge, technisch gut ausgebildete Männer in Universitätsstädten, Studierende und Hochschulabsolventen. Sie sind das Wählerpotential der Piraten schlechthin; der spätere Erfolg der Piratenpartei bei den Berliner Wahlen zeigte sich bereits bei der Wahl in Darmstadt.

Abb. 4: Erster Wahlgang zur OB-Wahl – Stimmenanteile für Jochen Partsch – Repräsentative Wahlstatistik



OB-Wahl: Zweiter Wahlgang

Bei der Stichwahl um das Amt des Oberbürgermeisters am 10.04.2011 war entscheidend, wie stark die jeweiligen Kandidaten ihr eigenes Wählerpotential mobilisieren konnten und wohin die Stimmen der CDU-Wählerinnen und -Wähler fließen würden. Die Wahlbeteiligung war mit 36,2% sehr niedrig. Es waren doch wieder 106.792 Darmstädterinnen und Darmstädter wahlberechtigt, von denen nur 39.685 Personen von ihrem

Piratenpartei-Sensation

Repräsentative Wahlstatistik

Welche Altersgruppen haben sich wie an der Wahl beteiligt und in welcher Altersgruppe gibt es die meisten Nichtwähler? Diese Frage kann über die repräsentative Wahlstatistik geklärt werden, die bei der Analyse der Wahlbeteiligung auch diejenigen Personen, die Briefwahl beantragt haben, berücksichtigt.

Hierzu einige wenige methodische Anmerkungen: Um die Wahlbeteiligung und die Stimmabgabe nach Alter und Geschlecht feststellen zu können, werden vor der Kommunalwahl zwölf für die Stadt typische und damit repräsentative Wahlbezirke festgelegt, die zur Analyse für die repräsentative Wahlstatistik genutzt werden. Die Auswertung der Ergebnisse dieser zwölf Wahlbezirke erfolgt in der abgeschotteten Statistikstelle der Wissenschaftsstadt. Auf den Internet-Seiten der Stadt sind die entsprechenden Wahlbezirke, die zu dieser Analyse herangezogen werden, veröffentlicht. Die Stimmabgabe der Wählerinnen und Wähler in diesen ausgewählten Wahlbezirken sind die Grundlage für die Betrachtung, welche Parteien und Wahlgruppierungen von welchen Altersgruppen, getrennt nach Geschlecht, besonders bevorzugt gewählt werden.

Senioren wählten Grün

Wahlrecht Gebrauch machten. Überraschend war für alle Beteiligten das sehr hohe Ergebnis in Stimmanteilen für den grünen Kandidaten Jochen Partsch: mit 69,1% lag er sehr deutlich vor dem amtierenden Oberbürgermeister und SPD-Kandidaten Walter Hoffmann.

Ein Blick auf die absoluten Stimmen der Stichwahl von 2011 und der letzten Wahlen ergibt interessante Erkenntnisse: Partsch erhielt 26.340, der SPD-Gegenkandidat Hoffmann nur 11.755 Stimmen.

Zum Vergleich: bei der Stichwahl von 2005 erzielte der CDU-Kandidat 19.268 Stimmen, der spätere Oberbürgermeister und Stichwahl-Sieger Walter Hoffmann 23.960 Stimmen.

„Reizvoller Forschungsgegenstand“

Bei der Stichwahl von 1999 wurde der SPD-Kandidat Benz mit 25.696 Stimmen zum Oberbürgermeister gewählt, der CDU-Kandidat erzielte damals 24.914 Stimmen.

Somit lag der Grünen-Kandidat fürs Oberbürgermeisteramt 2011 in absoluten Stimmen sogar noch leicht vor dem Stichwahlergebnis von Peter Benz in 1999 und deutlich vor dem Stichwahlergebnis seines Vorgängers Walter Hoffmann von 2005. Hoffmann erreichte in 2011 nicht, die potentielle SPD-Wählerschaft bei der Stichwahl zu mobilisieren, auch größere Teile der CDU-Wählerinnen und Wähler gingen nicht zur Wahl oder gaben eher Partsch ihre Stimme. Die Analyse der Daten der repräsentativen Wahlstatistik zur Stichwahl 2011 gibt darauf deutliche Hinweise.

Bei diesem überwältigendem Wahlerfolg von Partsch ist nicht verwunderlich, dass er bei allen Altersgruppen unter 60 Jahren deutlich vor Hoffmann liegt, wie die Tabelle für Frauen und Männer ausweist. Erstmalig jedoch liegt ein grüner Kandidat bei der Stimmabgabe von Seniorinnen und Senioren sehr deutlich vor einem SPD-Mann; dies ist eine wichtige Erkenntnis, da sich hinter diesen Daten offensichtlich strukturelle Veränderungen im Wahlverhalten von Seniorinnen und Senioren andeuten.

Ausblick

„Alle großen Parteien haben verloren und konnten sich nicht mehr auf ihr angestammtes Wählerpotenzial verlassen. Die kleineren Parteien sonnten sich in ihrem satten Erfolg. Für Wahl- und Demokratieforscher war dieser Urnengang ein reizvoller Forschungsgegenstand.“[6] So kommentierten Wahlforscher den Ausgang der Bundestagswahl von 2009 – ähnliches könnte auch über die Darmstädter Wahlergebnisse gesagt werden.

Aus den Wahlergebnissen alleine lassen sich – ohne Vorliegen von Befragungen der Wählerschaft – nur mit großem statistischem Aufwand die Gründe für diesen grünen Wahlsieg erklären. Die Themenschwerpunkte der grünen Wahlvorschläge geben jedoch, korreliert mit den Erfolgen bei Frauen aller Altersgruppen, den Erwerbstätigen und jungen Familien, Hinweise auf das Abschneiden bei der Kommunalwahl und dem Sieg des grünen OB-Kandidaten. Die Betonung der besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die bereits genannten lokalpolitischen Themen waren Bereiche, wo den Grünen bei der Wählerschaft offensichtlich eine höhere Kompetenz als den anderen beiden Volksparteien zugerechnet wurde.

Die Veränderung der Sozialstruktur in der Bevölkerung der Wissenschaftsstadt im letzten Jahrzehnt – hin zu starken Dienstleistungsbereichen und einem enormen Aufstieg des IT-Sektors – tragen viel zum Verständnis der zugrunde liegenden Umschichtungen in der Wählerschaft und dem geänderten Wahlverhalten bei. Die in 2006 und 2009 durchgeführten Bürgerumfragen[7] in Darmstadt und die dabei gewonnenen Daten, z.B. zum Bildungsniveau in der Bürgerschaft, der damit verbundenen Mentalitätsveränderungen und die Bedürfnisse einer neuen, an partnerschaftlicher Gleichheit interessierten wachsenden Zahl junger Familien, sind ein deutlicher Fingerzeig auf das langsame Verschwinden „alter“ Darmstädter Milieus und die Veränderung Darmstadts zu einer modernen Stadtgesellschaft.

Die starke Zuwanderung junger Familien, das Verbleiben gut ausgebildeter junger Menschen in der Stadt, die hier auch eine Familie gründen und Kinder bekommen, sind

wichtige Gründe für das gute Abschneiden der Grünen. Die modernen Dienstleistungsunternehmen und Ausgründungen aus der Technischen Universität, die rasant wachsende Zahl der High-Tech-Betriebe mit ihren flacheren Hierarchiestrukturen sind für Männer und Frauen mit hoher Qualifikation attraktive Arbeitgeber und repräsentieren den Kern der Wissenschaftsstadt, wie sich Darmstadt seit 1997 nennt. Als „grausame" Ironie der Geschichte ist festzustellen, dass der sozialdemokratische Oberbürgermeister Peter Benz Ende der neunziger Jahre die Entwicklung zum modernen Darmstadt mit seiner nun anderen Sozialstruktur enorm vorantrieb, die letztendlich der SPD die Regierungsmacht kostete und die Grünen zur beherrschenden politischen Kraft in einer dynamisch wachsenden Stadt machte.

Literatur

Jürgen Habermas, Die neue Unübersichtlichkeit, Suhrkamp Verlag 1985

H. Rattinger, S. Roßteutscher, R. Schmitt-Beck, B. Weßels u. a., Zwischen Langweile und Extremen: die Bundestagswahl 2009. Nomos-Verlagsgesellschaft Baden-Baden 2011

Diana Schmidt-Wahl, Die Kommunalwahlen in Hessen am 27. März 2011, in: Hessisches Statistisches Landesamt, Staat und Wirtschaft in Hessen, 5/2011, Wiesbaden 2011, S. 124–130

Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Oberbürgermeister-Direktwahl 2005 – repräsentative Wahlstatistik, in: Statistische Berichte 2/2004, Darmstadt 2005, S. 14–24

Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Kommunalwahl 2006 – repräsentative Wahlstatistik, in: Statistische Berichte 1/2006, Darmstadt 2006, S. 5–16

Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Bürgerumfrage zur Lebensqualität in der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Statistische Mitteilungen Heft 1/2006, Darmstadt 2006

Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Bürgerumfrage 2009 in der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Statistische Mitteilungen 1/2010, Darmstadt 2010

Wissenschaftszentrum Berlin, Rubrik: vorgestellt – Publikationen aus dem WZB, WZB-Mitteilungen, Heft 132, Berlin Juni 2011

Anmerkungen

1 Diana Schmidt-Wahl, Die Kommunalwahlen in Hessen am 27. März 2011, in: Hessisches Statistisches Landesamt, Staat und Wirtschaft in Hessen, 5/2011, Wiesbaden 2011, S. 129

2 Jürgen Habermas, Die neue Unübersichtlichkeit, Suhrkamp Verlag 1985

3 Aus Sicht der Medien sind deutliche Veränderungen in der bundesdeutschen Politik feststellbar: so stellen die Grünen die politische Mehrheit in der neuen Darmstädter Rathauskoalition und den Oberbürgermeister, in Baden-Württemberg, jahrzehntelang von der CDU dominiert, sogar den Ministerpräsidenten mit einer grün-roten Mehrheit im Landtag.

4 Spätestens seit der Bundestagswahl von 2009 ist dieser längerfristig wirkende Trend auch wissenschaftlich gut untersucht. Siehe dazu z. B. Hans Rattinger, Sigrid Roßteutscher, Rüdiger Schmitt-Beck, Bernhard Weßels u. a., Zwischen Langweile und Extremen: die Bundestagswahl 2009. Baden-Baden 2011

5 Siehe Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Oberbürgermeister-Direktwahl 2005 – Repräsentative Wahlstatistik, in: Statistische Berichte 2/2004, Darmstadt 2005, S. 17

6 Wissenschaftszentrum Berlin, Rubrik: vorgestellt – Publikationen aus dem WZB, WZB-Mitteilungen, Heft 132, Berlin Juni 2011, S. 39

7 Magistrat der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Bürgerumfrage zur Lebensqualität in der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Statistische Mitteilungen Heft 1/2006, Darmstadt 2006, sowie und ders., Bürgerumfrage 2009 in der Wissenschaftsstadt Darmstadt, Statistische Mitteilungen 1/2010, Darmstadt 2010

SPD-Politik kostet Macht

VZ und S 04

Martin Schlegel, Hagen

„Ja", habe ich mir gedacht, „so kann man das auch sehen." Andere Denkweisen kennen zu lernen, kann ja nicht falsch sein. Man lernt nicht aus, ich schon gar nicht. Diese Argumentation war mir aber ziemlich fremd.

„Dann", habe ich mir weiter gedacht, „müsste die Berichterstattung über Schalke gegen den BVB – oder Bayern München gegen Preußen Münster – erst nach der 90. Minute einsetzen."

Warum diese Gedanken?

Ich hatte eine VZ-Erhebungsstelle gebeten, doch einen kleinen Bericht über den VZ-Ablauf zu verfassen und gleich angefügt: Vielleicht kann ein Erhebungsbeauftragter über seine Arbeit vor Ort berichten – also einen Erfahrungsbericht schreiben. Nach einem spontanen „Ja" erhielt ich ein paar Monate später eine partielle Absage: Ein Bericht jedweder Art über die Volkszählung sei aktuell völlig ausgeschlossen. Schließlich sei die VZ bei weitem noch nicht abgeschlossen und damit eine fundierte Aussage schlichtweg leider unmöglich.

Ich finde es trotzdem ok, dass über Fußballspiele bereits während der Partie berichtet wird.

Tabellen richtig gestalten – (k)eine einfache Sache

Zielgerichtet mit Tabellen überzeugen

Michael J. Seitz, Hannover

Unsere Gesellschaft ist gekennzeichnet durch eine stetig wachsende Flut von Informationen. Wer bei dieser Fülle die Aufmerksamkeit anderer gewinnen und den eigenen Standpunkt überzeugend vermitteln möchte, muss seine Information

3 Anforderungen

- übersichtlich,
- verständlich und
- optisch ansprechend

darstellen.

Was ansprechend ist, hängt von den Betrachterinnen bzw. Betrachtern ab. Hier gibt es deutliche Unterschiede zwischen Nicht-Statistikern und Statistikern. Bevorzugen erstere aufgrund ihrer geringeren Statistik-Erfahrungen eher einfache Graphiken („Ein Bild sagt mehr als tausend Worte"), nutzen viele Fachleute, die täglich mit Zahlen arbeiten, lieber umfassendere und detailliertere Tabellen, die ihnen einen breiteren Überblick und eine eigene Datenanalyse ermöglichen.

Unterschiedliches Leseverhalten

Hinzu kommt ein unterschiedliches Grundinteresse an Zahlen und daraus abgeleitet ein unterschiedliches Leseverhalten: Haben Leserinnen und Leser wenig Erfahrung mit Statistiken und besteht am Thema kein ausgeprägtes Grundinteresse, kann es schnell passieren, dass ein Text oder eine Darstellung nicht bzw. nicht weiter gelesen wird, wenn der Inhalt nicht sofort und leicht verstanden werden kann.

Möchte z. B. eine Hochschulverwaltung den Haushaltsausschuss des Landtages von der Notwendigkeit der Budgeterhöhungen aufgrund steigender Studierendenzahlen überzeugen, besteht die Herausforderung, diesen Ausschuss für ihr Anliegen zu interessieren und das Interesse im Weiteren solange zu halten, bis der eigene Standpunkt überzeugend herübergebracht ist.

Grundsätzlich muss der Gestaltung von Tabellen deshalb umso mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, je geringer das Ausgangsinteresse der potentiellen Leserinnen und Leser ist und umso mehr eine Darstellung als Blickfang und Argumentationshilfe dienen muss.

Dies gilt im Übrigen nicht nur in der externen Kommunikation von Unternehmen und Behörden mit Kunden, Bürgern oder anderen Behörden, sondern auch in der internen Kommunikation, wenn es zum Beispiel darum geht, Vorgesetzte und Kolleginnen bzw. Kollegen für die Durchführung eines interessanten Projekts zu gewinnen.

Nachfolgend wird an Hand von fünf Beispielen gezeigt, wie auch mit kleinen Änderungen in einer Tabelle das Verständnis für eine Tabellenaussage verbessert und der Blick der Betrachterinnen und Betrachter auf bestimmte Dateninterpretationen gelenkt werden kann.[1]

Datenrundung für ein schnelleres Verständnis

Möchten Sie, dass man sich Ihre Daten merken kann? Dann sollten Sie sich überlegen, ob und in welcher Weise Sie Ihre Daten runden wollen.

Die Vorteile von Rundungen sind offensichtlich: Gerundete Zahlen können schneller gedanklich erfasst, einfacher im Gedächtnis behalten und schließlich auch besser für weitere Rechenoperationen verwendet werden, zumal Zahlen für ein spontanes überschlägiges Rechnen in der Regel ohnehin vorab gedanklich gerundet werden.

Eine Empfehlung ist die Rundung auf die ersten zwei Ziffern der kleinsten Zahl in der Tabelle (siehe Tabelle 1).

Damit sind die Zahlen einerseits soweit gerundet, dass sie leicht zu merken sind; andererseits sind die Unterschiede in der Regel aber dennoch groß genug, dass ein sinnvoller Vergleich möglich ist.

Eine Rundung auf 100, 10 000 oder 10 Millionen entspricht allerdings nicht der üblichen Praxis. Entsprechend empfinden manche Betrachterinnen bzw. Betrachter bei solchen Rundungen ein gewisses Unbehagen.

Üblich, wenn auch etwas unübersichtlicher, ist deshalb eine Angabe der Zahlen in

Einheiten von Tausend, Millionen etc. wie in den nachfolgenden Tabellen.
Der größte Nachteil von Rundungen besteht darin, dass Zahlen für viele umso glaubwürdiger wirken, je mehr Stellen exakt ausgewiesen sind. So vermitteln ungerundete Zahlen den Eindruck einer sorgfältigen und präzisen Datenerfassung bzw. Datenverarbeitung. Dies gilt besonders, wenn Zahlen viele Nachkommastellen aufweisen.[2] Bei gerundeten Zahlen wird auf diese Wirkung verzichtet. Gerne werden Werte deshalb zumindest mit einer Nachkommastelle angegeben (siehe Tabelle 2).

Zuordnung zu Zeilen und Spalten

Die üblichen Entscheidungskriterien für die Zuordnung von Datenreihen zu Spalten oder Zeilen sind Platzgründe und der Grundsatz der Einheitlichkeit. Tabellen und andere Darstellungen sollten in einer Publikation soweit wie möglich die gleiche Form und Gestalt haben.
Ein weiteres Kriterium für die Zuordnung der Merkmale zu Spalten oder Zeilen ist die Datennähe. Danach sollten Daten, die miteinander verglichen werden sollen, übereinander angeordnet werden, da ein Zahlenvergleich innerhalb einer Spalte einfacher ist als entlang einer Zeile. Nachfolgend hierzu ein Beispiel:
Ein Zahlenvergleich findet im Allgemeinen über eine gedankliche Subtraktion und damit stellenorientiert statt. Bei Zahlen wie in Tabelle 2 erfolgt ein überschlägiger Vergleich also, indem in einem ersten Schritt zunächst nur die Hunderterstellen beachtet und erst danach bei Bedarf die Zehner- und Einerstellen in die Betrachtung mit einbezogen werden.[3]
Sind die Zahlen, deren Vergleich besonders interessiert, horizontal angeordnet (z. B. die Zahlen 125,3 und 137,0 in der ersten Zeile von Tabelle 2), muss das Auge für die Betrachtung und den Vergleich der Hunderterstellen die Zehner- und Einerstellen sowie die Lücken zwischen den Zahlen überspringen, was den Zahlenvergleich erschwert.
Anders ist es, wenn die interessierenden Zahlen untereinander stehen (z. B. 262,4 und 315,0 in Tabelle 2). Hier liegen die Ziffern, die miteinander verglichen werden, so nahe beieinander, dass das Auge beim Zahlenvergleich keine großen Entfernungen überbrücken muss und auch die hinteren Zahlenteile (im Beispiel also die Zehner- und Einerstellen) zunächst relativ einfach ignoriert werden können.
Noch deutlicher wird der Vorteil einer solchen vertikalen Anordnung, wenn nicht nur Tendenzen (also größer oder kleiner), sondern die genauen Werte interessieren und die Zahlen addiert oder subtrahiert werden sollen.
Die Tabellen 2 und 3 zeigen, wie die Anwendung der Regel je nach Zielsetzung zu unterschiedlichen Anordnungen der gleichen Daten führen kann.

Steht die zeitliche Entwicklung der Studierendenzahl im Vordergrund, so sollten die Studierendengruppen im Tabellenkopf und die Jahresangaben in der Vorspalte angeordnet werden (wie in Tabelle 2). Geht es dagegen um einen Vergleich der Werte in einem bestimmten Jahr, so sollten die Jahresangaben als Spaltenköpfe und die Studierendengruppen als Zeilenköpfe angeordnet sein (siehe Tabelle 3).

Tabelle 1: Studienanfänger/-innen in Deutschland 1995 bis 2010 nach Geschlecht

- auf 10 000 gerundet -

Studienjahr*	Insges.	Weiblich	Männlich
1995	260 000	130 000	140 000
2000	310 000	160 000	160 000
2005	360 000	170 000	180 000
2010	440 000	220 000	220 000

* Sommersemester und folgendes Wintersemester.
Quelle: *Statistisches Bundesamt* (2011): Fachserie 11, Bildung und Kultur, Reihe 4.1, Studierenden an Hochschulen: Wintersemester 2010/2011. Wiesbaden, S. 14

Tabelle 2: Studienanfänger/-innen in Deutschland 1995 bis 2010 nach Geschlecht

- in 1 000 -

Studienjahr*	Insges.	Weiblich	Männlich
1995	262,4	125,3	137,1
2000	315,0	155,0	160,0
2005	356,1	173,9	182,2
2010	444,7	220,1	224,6

* Sommersemester und folgendes Wintersemester.
Quelle: *Statistisches Bundesamt* (2011): Fachserie 11 - Bildung und Kultur, Reihe 4.1, Studierende an Hochschulen: Wintersemester 2010/2011. Wiesbaden, S. 14

Tabelle 3: Studienanfänger/-innen in Deutschland 1995 bis 2010 nach Geschlecht

- in 1 000 -

Studienjahr*	1995	2000	2005	2010
Insgesamt.....	262,4	315,0	356,1	444,7
Weiblich	125,3	155,0	173,9	220,1
Männlich.....	137,1	160,0	182,2	224,6

* Sommersemester und folgendes Wintersemester.
Quelle: *Statistisches Bundesamt* (2011): Fachserie 11 - Bildung und Kultur, Reihe 4.1, Studierende an Hochschulen: Wintersemester 2010/2011. Wiesbaden, S. 14

Tabelle 4: Immer mehr Frauen studieren in Deutschland

Studienanfänger/-innen in Deutschland 2006 bis 2010 nach Geschlecht

- in 1 000 -

Tabelle 5: Studienanfänger/-innen in Deutschland 1995 bis 2010 nach Geschlecht

Studienjahr*	Insgesamt in 1 000	Weiblich in 1 000	Anteil weiblich an insgesamt in %
1995	262	125	47,8
2000	315	155	49,2
2005	356	174	48,8
2010	445	220	49,5

* Sommersemester und folgendes Wintersemester.
Quelle: *Statistisches Bundesamt* (2011): Fachserie 11, Bildung und Kultur, Reihe 4.1, Studierende an Hochschulen: Wintersemester 2010/2011. Wiesbaden, S. 14

Frauen ziehen an den Hochschulen mit den Männern gleich: Immer mehr Frauen studieren in Deutschland. Die Zahl an Studentinnen stieg seit 1995 nicht nur absolut, sondern auch anteilsmäßig.

Sollen schließlich die Niveaus der Studierendengruppen im Zeitablauf miteinander verglichen werden, so ist auch in diesem Fall die Tabelle 3 der Tabelle 2 vorzuziehen, da in Tabelle 3 die jeweils zu vergleichenden Werte näher beieinander liegen.

Exakter Titel oder Thesentitel?

Der Einstieg in eine Tabelle erfolgt über den Tabellentitel, so dass bereits hier wichtige Weichenstellungen für das Verständnis und die Interpretation der Zahlen gegeben werden können.

In der Statistik ist die Hauptaufgabe des Titels eine kurze und treffende Beschreibung des Tabelleninhalts in sachlicher, räumlicher und zeitlicher Hinsicht. Üblicherweise beginnt die Kennzeichnung im Titel mit dem Hinweis auf das Betrachtungsobjekt („Studienanfänger/-innen"), gefolgt von der Nennung des räumlichen („in Deutschland") und zeitlichen Bezugs („1995 bis 2009"). Enthält eine Tabelle eine erwähnenswerte Gliederung, gibt der Titel noch einen entsprechenden Gliederungshinweis (z. B. „nach Geschlecht").[4]

Der Idee, auf einzelne Bestandteile im Tabellentitel könnte verzichtet werden, wenn sich der Inhalt einer Tabelle zum Beispiel aus dem Titel der Veröffentlichung oder aus Bezeichnungen innerhalb der Tabelle eindeutig erschlösse, sollte nur mit Vorsicht gefolgt werden. Dies gilt vor allem für Tabellen in statistischen Datensammlungen oder längeren Texten, in denen die Tabellentitel auch in ein Tabellenverzeichnis aufgenommen werden. Denn sind hier die Titel unvollständig bzw. ungenau, erschwert dies das Auffinden der gesuchten Daten.

Anders und weitgehend unproblematisch verhält es sich bei Tabellen in kurzen Texten bzw. in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen (Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren etc.). In solchen Fällen können Tabellenüberschriften gut auch dafür genutzt werden, Leserinnen und Leser mit Hilfe von Thesentiteln für das eigentliche Thema erst einmal zu interessieren und sie auf die zentrale Aussage in der Tabelle einzustimmen. Ein Beispiel für einen solchen Thesentitel wäre etwa „Immer mehr Frauen studieren in Deutschland", wenn mit der Tabelle zum Beispiel auf langfristige gesellschaftspolitische Veränderungen in der Bildungslandschaft hingewiesen werden soll.

Denkbar wäre beispielsweise auch eine Kombination aus Thesentitel und klassischem Tabellentitel, indem der inhaltlich vollständige Tabellentitel als Untertitel den Thesentitel ergänzt (siehe Tabelle 4).

Das Problem der inhaltlich ungenauen Wiedergabe des Tabelleninhalts im Tabellenverzeichnis bleibt allerdings auch bei diesem Kompromiss bestehen. Möglich ist deshalb umgekehrt auch ein klassischer Tabellentitel mit einem ergänzenden Thesen-Untertitel, wobei die These bei dieser Anordnung an optischer Präsenz verliert.

Texte zur Tabelleninterpretation

Eine interessante Alternative oder Ergänzung von Thesentiteln sind Erläuterungstexte am unteren Rand der Tabelle (siehe Tabelle 5).

Ein Erläuterungstext erhöht die direkte Verständlichkeit der Tabelle, da die zentralen Thesen der Arbeit ohne Lesen des gesamten Textes schnell erfasst werden können und die Thesen unmittelbar mit den Zahlen verknüpft und belegt werden. Tabellen mit Erläuterungstext bilden insofern eine Zusammenfassung und einen Blickfang für Schnellleser. Zudem erleichtern sie ein späteres Wiederfinden der Thesen und Daten.

In Tabelle 5 ist der Tabellentitel über der Tabelle angeordnet und schließt der Erläuterungstext die Tabelle nach unten hin ab. Vereinzelt finden sich die Tabellentitel allerdings auch gemeinsam mit dem Erläute-

rungstext unterhalb der Tabelle (siehe Tabelle 6).

Erläuterungstexte am unteren Rand einer Tabelle sind ungewohnt. Zudem kann eine solche Darstellung schnell unübersichtlich werden, wenn wenig Platz verfügbar ist, die Anmerkungen und Erläuterungen am unteren Rand der Tabelle sehr umfangreich sind und deshalb der Übergang zwischen der Tabelle und dem nachfolgenden Text verschwimmt. Umso wichtiger sind in diesen Fällen klare Abgrenzungen zwischen Tabelle und Text.

Abgrenzungen von Tabelle und Text

Lange Textpassagen können langatmig und eintönig wirken. Wird auf eine ansprechende Gestaltung der Tabellen verzichtet, bedeutet dies immer auch gleichzeitig den Verzicht auf eine optische Auflockerung eines Textes und die Chance für einen Blickfang. Einfache Möglichkeiten, eine Tabelle von einem Text abzugrenzen sind die Hervorhebung des Tabellentitels durch Fettdruck, die Verwendung einer vom Text abweichenden Schriftgröße, ein deutlicher Abstand der Tabelle zum Text oder eine durchgezogene Linie am unteren Tabellenrand, wie dies in den Tabellen 1 bis 3 erfolgte. Darüber hinaus können auch Gestaltungselemente innerhalb der Tabelle (Linienführung, Fettdruck einzelner Zeilen oder Spalten etc.) zur Betonung einer Tabelle und damit zu einem abwechslungsreicheren Textbild beitragen.

Der Nutzen von Tabellenrahmen ist umstritten, da befürchtet wird, dass sie den Blick von den Tabelleninhalten ablenken könnten bzw. die Linien um die Tabellen herum die Tabelle allzu stark vom Text abgrenzen.

Alternativen sind farbliche Unterlegungen bzw. im Fall von Schwarz-Weiß-Ausdrucken ein grauer Hintergrund (siehe Tabelle 5). Sie ermöglichen weit besser als Umrahmungen eine optische Akzentuierung ohne gleichzeitig die Tabelle vom Text abzutrennen. Eine graphische Herausforderung ist die Nutzung von Hintergrundbildern. Ihr Vorteil: Bilder erwecken Aufmerksamkeit; darüber hinaus können sie der Leserschaft auch erste bildliche Hinweise auf den Tabelleninhalt bieten.

In jedem Fall muss dabei allerdings darauf geachtet werden, dass die Hintergrundfarben und Hintergrundbilder die Lesbarkeit der Tabellen auf Ausdrucken und Kopien nicht behindern.

Fazit

Es gibt vielfältige Möglichkeiten, eine Tabelle zu gestalten. Welche Elemente im Detail genutzt werden sollten, hängt von unterschiedlichen Einflussfaktoren ab. Wichtige Faktoren sind die Zielsetzung einer Tabelle, der Kenntnisstand der Leser, die mit ihr angesprochen werden sollen, oder die Beschaffenheit der Daten. Wie für jede Darstellung ist es auch für die Erstellung von Tabellen sinnvoll, sich vorab mit verschiedenen Gestaltungselementen zu beschäftigen, um bei Bedarf die sinnvollste Möglichkeit umsetzen zu können. Gibt es keine Vorgaben zum Beispiel durch ein Corporate Design, bleiben letztendlich die Intuition und der ästhetische Eindruck der jeweiligen Tabellenerstellerin bzw. des Tabellenerstellers entscheidend.

Studienjahr*	Insgesamt in 1 000	Weiblich in 1 000	Anteil weiblich an insgesamt in %
1995	262	125	47,8
2000	315	155	49,2
2005	356	174	48,8
2010	445	220	49,5

* Sommersemester und folgendes Wintersemester.
Quelle: *Statistisches Bundesamt* (2011): Fachserie 11, Bildung und Kultur, Reihe 4.1, Studierende an Hochschulen: Wintersemester 2010/2011. Wiesbaden, S. 14

Tabelle 6: Studienanfänger/-innen in Deutschland 1995 bis 2010 nach Geschlecht: Frauen ziehen an den Hochschulen mit den Männern gleich. Immer mehr Frauen studieren in Deutschland. Die Zahl an Studentinnen stieg seit 1995 nicht nur absolut, sondern auch anteilsmäßig.

Anmerkungen

1 Eine umfassendere Darstellung mit mehr Beispielen findet sich in: Seitz, Michael J.: Tipps und Tricks zur Gestaltung von Tabellen. 2. Aufl., Wiesbaden 2010

2 Vgl. Krämer, Walter: So lügt man mit Statistik. 4. Aufl., München 2003, S. 13 ff.

3 Vgl. Ehrenberg, A. S. C.: Rudiments of Numeracy. In: Journal of the Royal Statistical Society, Serie A, Vol. 140, Part 3, S. 282 f., Reynolds, Linda; Simmonds, Doig: Presentation of Data in Science. 2nd Edition, The Hague, Boston und London 1982, S. 34 f.

4 Vgl. Deutsches Institut für Normung: DIN 55 301 – Gestaltung statistischer Tabellen. Berlin 1978

Über Statistik:
Eine schlechte Tabelle ist wie eine gute Oper: Man benötigt Nebeninformationen, um sie zu verstehen.

Problembehaftete Schnellumfragen

Einfluss der Kontaktversuche auf die Struktur der Befragten

Karl-Heinz Reuband, Düsseldorf

Erhebungszeitraum: 1 – 3 Tage

Mit zunehmender Telefondichte hat sich seit den 1980er Jahren – mit gewisser Zeitverzögerung – in der Bundesrepublik der Einsatz von Telefonbefragungen ausgebreitet. Inzwischen werden die meisten Interviews in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung in dieser Form durchgeführt (ADM 2010: 2010). Und daran wird sich in der Zukunft (vorerst) auch nichts ändern. Webbasierte Befragungen, die sich einer zunehmenden Popularität erfreuen, lassen unter den gegenwärtigen Bedingungen repräsentative Aussagen auf Bevölkerungsebene nicht zu.

Folgen schneller Erhebungen

Doch so sehr sich auch Telefonbefragungen als dominantes Erhebungsverfahren in der Umfrageforschung etabliert haben, so sehr fehlt es – von Ausnahmen abgesehen (vgl. u.a. Hüfken 2000a, Häder und Häder 2009) – in Deutschland an empirischen Studien, die sich mit den methodischen Problemen dieses Verfahrens eingehender befassen. Ein Grund dafür liegt in der generellen Vernachlässigung der Methodenforschung im Allgemeinen. Ein weiterer Grund liegt darin, dass – anders als in den USA – erst sehr spät eine hinreichende Versorgung der Haushalte mit Telefonanschlüssen erreicht wurde und telefonische Befragungsverfahren entsprechend spät Eingang in die Forschung fanden.[1] Ein dritter Grund liegt darin, dass Telefonbefragungen eine Domäne der kommerziellen Erhebungsinstitute sind. Infolgedessen ist die systematische Methodenforschung selten und wird, wenn es sie gibt, meist auch nicht publiziert.

In der akademischen, universitären Forschung, wo man am ehesten Methodenforschung erwarten würde, spielten Telefonbefragungen in Deutschland in der Forschungspraxis bislang kaum eine Rolle. Dies ist zum einen der Fall, weil es an einer entsprechenden Infrastruktur – in Form eines CATI-Telefonlabors – in der Regel fehlt. Und es ist zum anderen der Fall, weil man in der universitären Forschung selten eigene repräsentative Bevölkerungsumfragen durchführt. Ebenso wenig sind telefonische Befragungen bei Erhebungen der städtischen statistischen Ämter üblich (vgl. Hüfken 2009). In dem Maße wie sich an Universitäten CATI-Telefonlabore etablieren[2], werden freilich auch in der akademisch ausgerichteten Forschung Telefonbefragungen in den nächsten Jahren an Bedeutung gewinnen und – so ist zu hoffen – Methodenfragen eine vermehrte Beachtung finden.

Probleme der Praxis und offene Fragen

Eine der wichtigsten methodischen Fragestellungen in der Umfrageforschung betrifft die Erhebungsphase und hier die Frage der Erreichbarkeit von Zielpersonen und deren Kooperationsbereitschaft. In der kommerziellen Markt- und Umfrageforschung ist es bei Telefonumfragen nicht unüblich, sich auf einen kurzen Erhebungszeitraum von ein bis drei Tagen zu beschränken. Infolgedessen ist die Zahl der Kontaktversuche recht gering, nicht selten handelt es sich wohl um nicht mehr als ein bis zwei Versuche.

Der wichtigste Grund für diese Beschränkung ist pragmatischer Art: er liegt in dem Bemühen, kurzfristig und so schnell wie möglich – für Auftraggeber oder eigene PR-Maßnahmen – aktuelle Zahlen zur Verfügung zu stellen. Ob durch Gewichtung die Verzerrungen in der Zusammensetzung jenseits der Variablen ausgeglichen werden, die in die Gewichtungsvariable eingehen, ist eine offene Frage.

Durch die Beschränkung auf einige wenige Tage und wenige Kontakte ist nicht nur die Höhe der Ausschöpfungsquote betroffen, sondern potentiell

auch die soziale Zusammensetzung der Befragten. In welchem Umfang und mit welchen Implikationen dies der Fall ist, ist erst teilweise dokumentiert. Untersuchungen dazu liegen in Deutschland nur in beschränktem Maße vor (vgl. u.a. Schach 1989, Blasius und Reuband 1995, Hüfken 2000b). Und auch in den USA und anderen Ländern hält sich die Zahl der Untersuchungen zu diesem Thema in Grenzen (vgl. u.a. Traugott 1987, Shaiko et al. 1991, Merkle et al. 1993, Sebold 1988, Tripplett 2000, Keeter et al. 2006). Forschungsbedarf ist nach wie vor gegeben.

Im Folgenden sollen zwei Komplexe untersucht werden:

- Wie sehr übt die Zahl der Kontaktversuche einen Einfluss auf die Zusammensetzung der Befragten aus? Dabei interessieren die sozialen Merkmale der Befragten ebenso wie deren Einstellungen und psychischen Befindlichkeiten.
- Darüber hinaus interessiert uns die Situation des Interviews: Wie sehr werden Personen mit unterschiedlicher kognitiver Kompetenz und Kooperationsbereitschaft durch die Kontaktversuche rekrutiert?

Um dies zu klären, werden sowohl die Erfassung des Interviewverlaufs durch den Interviewer als auch Angaben des Befragten zur Interviewsituation herangezogen. Von einer eigenen Vorläufer-Erhebung (Reuband und Blasius 2000) abgesehen, gab es bislang keine Studie, die die Wahrnehmung der Befragten in die Untersuchung und Analyse einbezog.
Empirische Grundlage ist eine von uns in der Stadt Düsseldorf durchgeführte Telefonumfrage. Die Tatsache, dass es sich um eine Befragung handelt, die 1998 durchgeführt wurde und damit längere Zeit zurückliegt, muss in diesem Zusammenhang nicht als Nachteil gesehen werden. Im Gegenteil: es handelt sich aus methodischer Sicht sogar um einen Vorteil. Denn in dieser Zeit war es noch prinzipiell möglich, den Zielpersonen aus den Telefonverzeichnissen eindeutig Telefonnummern zuzuordnen. Unter diesen Bedingungen konnten die Personen vor der telefonischen Kontaktierung angeschrieben und die Befragung angekündigt werden (was üblicherweise die Teilnahmebereitschaft erhöht)[3]. Und es konnten Nachbefragungen zum Interview (mittels postalischer Befragung) durchgeführt werden.

Heutzutage, wo zufallsgenerierte Telefonnummern die häufigste Grundlage telefonischer Bevölkerungsbefragungen bilden, sind postalische Nachbefragungen nur noch möglich, wenn die Befragten ihren Namen und ihre Adresse dem Interviewer zur Verfügung stellen. Die Bereitschaft dazu dürfte bei Umfragen allgemein eher gering ausfallen (vgl. Reuband 2011). Und im Fall von Telefonbefragungen, die ohne vorherige schriftliche Vorankündigung erfolgen, dürfte sie besonders gering sein. Damit ist die Möglichkeit, die Situation des Interviews und die Wahrnehmung des Interviewers durch den Befragten zu erfassen, unter den gegenwärtigen Bedingungen nahezu ausgeschlossen. Ein gewichtiger Aspekt des Interaktionsprozesses muss aufgrund dessen aus der Analyse ausgeklammert bleiben.

Methodisches Vorgehen

Die Erhebung stützt sich auf eine Zufallsstichprobe aus dem Einwohnermelderegister der Stadt Düsseldorf. Sie umfasst 500 Adressen wahlberechtigter Deutscher, 18 Jahre und älter. Diejenigen Personen, deren Telefonnummer im Verzeichnis der Telekom identifiziert werden konnten, wurden angeschrieben und das Interview angekündigt. Dabei wurde auf die Aktualität der Themen (durch Verweis auf Fragen zur Fußballweltmeisterschaft) und den Lokalbezug der Studie hingewiesen. Personen, bei denen keine Nummer in den Telefonverzeichnissen der Telekom ermittelt werden konnte (es handelt sich um 105 Personen), wurden angeschrieben und gebeten, ihre Telefonnummer mitzuteilen. Nur wenige machten jedoch davon Gebrauch.

2 Untersuchungskomplexe

Daraufhin wurde diesem Personenkreis ein Fragebogen mit den wichtigsten Fragen der Telefonbefragung zugesandt. Nach bis zu drei Mahnungen in Anlehnung an das Dillmann Design (1978, 2000) sandten 40 Personen den Fragebogen ausgefüllt zurück (=38 % der angeschriebenen Personen). Dies ist eine durchaus noch akzeptable Quote. Sie spricht für die Möglichkeit, erfolgreich ein Methoden-Mix Design einzusetzen. In der Mehrzahl der Fälle, so ergaben die Antworten auf eine Zusatzfrage, war die eigene Telefonnummer nicht in das Telefonverzeichnis aufgenommen worden. Die Zahl derer, die unter den Namen eines anderen Haushaltsmitgliedes verzeichnet waren oder angaben, sie wären verzeichnet, machten eine Minderzahl der Nennungen

Düsseldorfer Umfragen

aus.[4] Personen, bei denen erst durch die Nachfassaktion eine Telefonnummer ermittelt werden konnte, wurden ebenfalls in die telefonische Erhebung einbezogen.

Studie mit Nachbefragung

Durchgeführt wurde die Erhebung vom Telefonlabor des Instituts für Sozialwissenschaften der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, mit Paper und Pencil (das CATI Programm wurde erst später implementiert). Die Interviewer setzten sich aus Studenten der Sozialwissenschaften zusammen, darunter auch solchen mit umfangreicher Interviewerfahrung. Zielpersonen, die nicht kooperationsbereit waren und die Teilnahme ablehnten – meist mit dem Argument „keine Zeit" oder „kein Interesse" – wurden durch einen anderen Interviewer zu einem späteren Zeitpunkt neu kontaktiert. Dadurch konnte ein kleiner Teil an Befragten noch dazu gewonnen werden. Wir beschränken uns im Folgenden auf die Befragten, die von Anfang an zur Kooperation bereit waren und für die Angaben zur Zahl der Kontaktversuche vorliegen (N=286).

Erhebungszeitraum: Mehrere Wochen

Die Erhebungsphase entfiel im Wesentlichen auf die Monate Juni bis August. Bei den Personen, die nicht erreicht werden konnten, wurden über mehrere Wochen hinweg mehrere Kontaktierungsversuche unternommen. Nach Abzug der neutralen Ausfälle[5] wurde – bei Einschluss der konvertierten Verweigerer – eine Ausschöpfungsquote von 76% erreicht, ohne die konvertierten Verweigerer beläuft sich die Quote auf 70%. Die Quote ist für heutige und ebenfalls damalige Verhältnisse als überproportional hoch anzusehen. Und dies ist im Hinblick auf unsere Fragestellung durchaus vorteilhaft: man ist umso besser in der Lage, die Folgen der wiederholten Kontaktbemühungen vor dem Hintergrund der Gesamtstichprobe zu bestimmen. Wo die Ausschöpfungsquoten gering sind, können nur Tendenzen ermittelt werden, die sich auf eine Minderheit der Zielpersonen gründen.

Eine Besonderheit unserer Studie stellt der Einsatz einer Nachbefragung dar: kurz nach Durchführung des Interviews – in der Regel ein bis zwei Tage später – wurden die Befragten angeschrieben und gebeten, den beigelegten schriftlichen Fragebogen mit Fragen zum zuvor durchgeführten Interview zu beantworten. Die Wahl einer postalischen Befragungsform hat den Vorteil, dass die sozialen Erwünschtheitseffekte reduziert (vgl. Tourangeau et al. 2000) sind und man sich deshalb auch zur Interviewsituation offener äußern dürfte als bei anderen Befragungsformen. 66 % der Personen, die sich von Anfang an zur Kooperation bereit erklärt hatten (und zunächst nicht verweigert hatten), antworteten schließlich, nachdem sie – wie bei postalischen Befragungen sinnvoll – teilweise mehrfach an die Beantwortung des Fragebogens erinnert worden waren.

Ob die Kooperationsbereitschaft der Befragten im Interview vom Interviewer als „sehr gut", „gut" oder „mittelmäßig" eingestuft wurde, hatte auf die Teilnahme an der Nachbefragung kaum einen Einfluss.[6] Demgegenüber machte es sehr wohl einen Unterschied, wie leicht der Kontakt aus Sicht des Interviewers zum Befragten zustande kam. Wo dieser als „sehr leicht" eingestuft wurde, antworteten 71 %. Wo er als „leicht" eingestuft wurde 69 %, und wo er als „mittel" eingestuft wurde 57 %. Den niedrigsten Wert weisen mit 35 % die konvertierten Verweigerer auf (die im Folgenden freilich aus der Betrachtung ausgeklammert bleiben).

Erreichbarkeit im Forschungsprozess

Um die Konsequenzen der Kontakthäufigkeit bestimmen zu können, untergliedern wir nach der Häufigkeit der Kontakte bis zur Durchführung des Interviews. Dabei zeigt sich, dass rund ein Drittel der Befragten bereits beim ersten Kontakt befragt wurde, ein Fünftel beim zweiten Kontakt. Lediglich bei einem Zehntel waren mehr als zehn Kontakte nötig. Ähnliche Befunde fanden sich schon in einer Kölner Studie Anfang der 1990er Jahre (Blasius und Reuband 1995: 73). In einer von uns geleiteten Telefonumfrage in Dresden (ebenfalls basierend auf einer Stichprobe aus dem Einwohnermeldeamt, mit einer Ausschöpfungsquote knapp über 50 %) belief sich die Zahl der Befragten, die beim ersten Kontakt befragt wurden, sogar auf einen noch höheren Wert (Hüfken 2000b). Ob die leichtere Erreichbarkeit in der Dresdner Befragung Folge einer seinerzeit in Ostdeutschland im Vergleich zu Westdeutschland stärker ausgeprägten „Häuslichkeit" war oder andere Gründe hat, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Selbstverständlich ist der Anteil der Befragten, die bereits beim Erstkontakt erfolgreich befragt werden, auch vom Ausmaß der Bemühungen ab-

hängig. Je größer die Zahl der Kontaktversuche ist, die unternommen werden, desto geringer ist zwangsläufig der Anteil derer, die bereits beim Erstkontakt befragt werden. Aus dieser Sicht sind Befunde zur Frage, wie viele der Personen bereits bei den Erstkontakten befragt wurden, jeweils auch im Kontext des Vorgehens in der Erhebungsphase zu sehen. Im Fall der zitierten Kölner Studie war der Aufwand, der betrieben wurde, um möglichst alle Zielpersonen einzubeziehen, allerdings erheblich und erstreckte sich über einen Zeitraum von mehreren Monaten; nahezu alle Zielpersonen wurden befragt (Blasius und Reuband 1995). Dass dennoch die Mehrheit der Befragten bereits mit einigen wenigen Kontakten erfasst wurde, weist darauf hin, dass oftmals durch einige wenige Kontakte bereits ein Großteil der ausgewählten Befragten ermittelt werden kann.

Solange man über Telefonnummern verfügt, bei denen eine eindeutige Zuordnung zu Personen gegeben ist, bedarf es offenbar keiner sehr aufwändigen Kontaktaufnahme. Im Fall zufallsgenerierter Nummern, bei denen ein großer Teil aus nicht funktionierenden Nummern besteht, stellt sich die Situation natürlich anders dar. In einem derartigen Fall müssen – wenn nicht eine entsprechende Ansage mit der Nummer verbunden ist („kein Anschluss unter dieser Nummer") – die nicht funktionierenden Nummern durch wiederholte Kontaktversuche erst ermittelt und ausgeschieden werden. Die Wahl zufallsgenerierter Nummern ist bei Bevölkerungsumfragen heutzutage deswegen unumgänglich, weil man nicht mehr sicher sein kann, dass die Mehrheit der Zielpersonen über einen Eintrag im Telefonverzeichnis verfügt.

Soziodemographische Merkmale

Welche sozialen Gruppen sind es, die im Rahmen der Kontaktierung am schwersten und welche am leichtesten zu erreichen sind? Anzunehmen ist, dass diejenigen Personen am schwersten zu erreichen sind, die besonders mobil sind und zu denen man über keine anderen Haushaltsmitglieder Vorabinformationen zur Erreichbarkeit erlangen kann. Dies würde erwarten lassen, dass Jüngere und Personen in Einpersonenhaushalten erst durch mehrere Kontakte erreicht werden. Des Weiteren könnte man erwarten, dass Männer erst durch mehrmalige Kontaktversuche erfasst werden, da sie häufiger berufstätig sind als Frauen.

Befunde der wenigen deutschen Studien zu dieser Frage deuten in der Tat mehrheitlich auf die beschriebenen Zusammenhänge hin (vgl. u.a. Blasius und Reuband 1995, Hüfken 2000b). Gleiches gilt für die Befunde US-amerikanischer Studien (vgl. u.a. Merkle et al. 1993, Traugott 1987, Shaiko et al. 1991). Beim Merkmal Geschlecht ist der Zusammenhang allerdings nicht immer linear. So nahm in der Kölner Erhebung der Anteil der Männer mit zunehmender Kontaktzahl zu, sank bei elf und mehr Kontakten jedoch wieder ab (Blasius und Reuband 1995: 75). Desgleichen zeigte die Dresdner Erhebung, dass der Männeranteil zunächst anstieg, bei sechs und mehr Kontakten wieder sank (eine analoge Differenzierung in elf und mehr Kontakte gab es hier nicht) (Hüfken 2000b: 18).

Wer ist schwer zu erreichen?

Wie man Tabelle 1 entnehmen kann, wurden auch in unserer Befragung Ein-Personen-Haushalte erst durch mehrmalige Kontakte verstärkt einbezogen – wobei, ähnlich wie in der Kölner Erhebung (Blasius und Reuband 1995: Tab. 4), dies in nennenswertem Maße erst ab dem sechsten Kontakt geschah und sich der stärkste Zuwachs ab elf und mehr Kontaktversuchen ergab. In Übereinstimmung mit dem Befund zur Haushaltsgröße nahm mit zunehmender Kontaktzahl der Anteil der Verheirateten und Verwitweten ab und der Anteil der Ledigen zu. Der Anteil der Geschiedenen variierte demgegenüber nur unsystematisch.

Mehr Versuche – mehr Jüngere

Des Weiteren zeigt sich, dass mit zunehmender Kontaktzahl der Anteil der Jüngeren steigt und der Anteil der über 60-Jährigen – die meist schon im Rentenalter sind und sich häufig zu Hause aufhalten – sinkt. Ähnliche Tendenzen kennzeichneten die zuvor erwähnten Kölner und Dresdner Untersuchungen. Allerdings zeichnet sich in unserem Fall bei den über zehnmaligen Kontakten ein erneuter Anstieg im Anteil über 60-Jähriger ab. Da gleichzeitig der Anteil der 18- bis 29-Jährigen steigt, bedeutet dies eine Art Polarisierung im altersbezogenen Rekrutierungsmuster. Im Fall der Geschlechterverhältnisse kann man der Tabelle entnehmen, dass mit steigender Kontaktzahl der Anteil der Frauen sukzessiv abnimmt. Bei den Personen, die ab elf Kontakten und mehr erst befragt werden konnten, beläuft sich der Frauenanteil jedoch wieder auf den gleichen Wert wie bei denen, die beim ersten Kontakt befragt wurden.

Variierender Männeranteil

Der Befund eines kurvilinearen Zusammenhangs im Fall des Merkmals Geschlecht stimmt mit analogen Befunden in den zuvor genannten deutschen Studien der Tendenz nach überein. Der beobachtete kurvilineare Alterseffekt, der sich bei den über 60-Jährigen zeigte und bei den über zehnmaligen Kontakten zutage trat, fand sich hingegen nicht in der Kölner Untersuchung. Er ist auch nicht – wie man u.U. erwarten könnte – eine Folge des Zusammenhangs von Alter und Geschlecht. Vielmehr findet er sich sowohl bei Männern als auch Frauen. Inwieweit es sich hier um eine Besonderheit unserer Studie handelt oder nicht, bedarf weiterer Klärung.

In der Literatur über face-to-face Befragungen gelten die besser Gebildeten im Vergleich zu den schlechter Gebildeten traditionell als schwerer erreichbar. In der Tat führen sie im Vergleich zu den schlechter Gebildeten häufiger ein Leben außer Haus, die Zahl der Arbeitsstunden ist oft größer – besonders bei den Selbständigen und Freiberuflichen. Anderseits gibt es bei ihnen seltener Schichtarbeit als bei ungelernten und angelernten Arbeitern. Daher könnten widersprüchliche Tendenzen in Untergruppen per Saldo einander kompensierenden Effekten begünstigen. Die empirischen Befunde zum Zusammenhang zwischen Zahl der Kontakte und Bildungszusammensetzung der Befragten erbringen für Deutschland in der Tat bei Telefonbefragungen keinen systematischen Bezug (Schach 1989, Blasius und Reuband 1998, Hüfken 2000b). Für die USA sind die Befunde z.T. widersprüchlich: mal werden die besser Gebildeten erst durch mehrmalige telefonische Kontakte erreicht, mal gibt es keinen Zusammenhang (vgl. Sebold et al. 1991, Merkle et al. 1993,Triplett 2002).

In unserer Düsseldorfer Befragung lässt sich keine systematische Beziehung zwischen Bildung und Zahl der Kontakte erkennen. Auffällig ist allenfalls eine Tendenz, dass bei mehr als sechs Kontakten der Anteil der Personen mit Hauptschulbildung sinkt und

	Kontaktzahl						Korrelation	
	1	2	3-5	6-10	11+	Insgesamt	Cramér's V	Pearson's r
Geschlecht								
Mann	45	52	53	59	46	51		
Frau	52	48	48	44	54	49	.06	-.03
Alter								
18-29	7	6	15	12	20	11		
30-44	24	35	36	42	32	32		
45-59	22	35	29	28	16	27		
60+	47	24	20	19	32	30	.17*	-.16*
Familienstand								
Verheiratet	60	70	53	47	39	56		
Ledig	15	14	26	38	43	24		
Geschieden	12	7	14	6	14	11		
Verwitwet	13	9	8	9	4	9	.17*	.16*[1)]
Haushaltsgröße								
1	24	18	24	31	46	26		
2	48	41	54	41	38	46		
3	12	20	12	19	8	14		
4+	16	21	10	10	8	14	.14	-.18*
Bildung								
Volks/Hauptschule	39	35	41	30	24	36		
Realschule	25	15	22	25	24	22		
Fachhochschulreife	13	7	12	15	12	11		
Abitur	23	44	24	30	40	30	.12	.08
(N=)	(84)	(59)	(66)	(48)	(29)	(286)		

* p< 0,05 **p< 0,01
[1)] Verheiratet vs. Nicht verheiratet
Die Angaben pro Rubrik addieren sich jeweils spaltenweise auf 100%.

Tabelle 1: Soziodemographie nach Kontaktzahl (in %) sowie Korrelation zwischen sozialen Merkmalen und Kontaktzahl

	Kontaktzahl						Korrelation	
	1	2	3-5	6-10	11+	Insgesamt	Cramér's V	Pearson's r
Bis 2 mal	34	28	20	12	8	24		
3-4 mal	32	22	17	21	17	23		
5-10 mal	17	24	36	44	38	29		
11+ mal	17	26	27	23	38	24	.19**	.20**
	100	100	100	100	100	100		

**p<0,01

Tabelle 2: Häufigkeit der Treffen im Monat mit Freunden und Bekannten nach Kontaktzahl (in %) und Korrelation zwischen Häufigkeit des Treffens und Kontaktzahl

der Anteil der Befragten mit Abitur leicht steigt. Der Anteil von Personen mit Abitur ist am höchsten bei zweimaligem und bei über zehnmaligem Kontakt. Ein deutliches Zeichen dafür, dass bei über zehnmaligem Kontakt der Anteil der Besser Gebildeten am höchsten liegt – wie in einer früheren Kölner Erhebung (Blasius und Reuband 1995: 75) – findet sich nicht. Gleichwohl: die Tatsache, dass ähnlich wie in der Kölner Erhebung die über zehnmaligen Kontakte einen überproportional hohen Anteil von Befragten mit hoher Bildung ausweisen, kann ein Zeichen dafür sein, dass „mehr" nicht immer auch „besser" ist. Denn besser Gebildete sind in Umfragen – egal ob face-to face, telefonisch oder postalisch – allgemein überrepräsentiert, so dass es wenig ratsam erscheint, sie noch stärker in die Erhebung zu rekrutieren.

Verhalten, Einstellungen und psychisches Erleben

Geht man davon aus, dass die Erreichbarkeit im Interview eine Funktion des eigenen Zeitbudgets ist, so würde man erwarten, dass Personen, die sich häufig mit Freunden und Bekannten treffen – und dies vermutlich häufig außer Haus tun – schlechter für Telefonbefragungen erreichbar sind, die sich (wie in unserem Fall) auf Festnetzanschlüsse stützen. Wie man Tabelle 2 entnehmen kann, ist dies tatsächlich der Fall. Unter denen, die gleich beim ersten Kontakt erreicht wurden, treffen sich gewöhnlich 17 % elfmal und mehr im Monat mit Freunden und Bekannten. Unter denen, die mehr als zehnmal kontaktiert werden mussten, sind es 38 %.

Ob sich systematische Unterschiede je nach Kontaktzahl bei Einstellungen und psychischen Befindlichkeiten ergeben, ist hingegen weniger prognostizierbar. Im Fall unserer Studie verfügen wir über ein thematisch breites Spektrum von Fragen, um dies prüfen zu können – sie erstrecken sich auf die mit Einstellungen zu Ausländern und Fragen der Politik bis hin zu Fragen des subjektiven Sicherheitsgefühls. In *Tabelle* 3 haben wir die Variablen mit den entsprechenden Korrelati-

	Cramér's V	Pearson's r	Beta+
Gerne in Düsseldorf	.09	-.00	.06
Häufig Besuch Königsallee	.08	.05	.00
Zufrieden mit Restaurants/ Lokalen	.13	-.19*	-.23***
Zufrieden mit öffentlichen Verkehrsmitteln	.12	-.15*	-.12
Zufrieden mit Angebot Arbeitsmöglichkeiten	.12	.10	.09
Betroffen durch Verkehrslärm	.11	.05	.05
Betroffen durch Autoabgase	.14	.00	.02
Betroffen durch Fluglärm	.10	.06	.02
Betroffen durch Abwässer	.14	.08	.07
Betroffen durch Nahverkehrslärm	.14	.00	.00
Interesse Fußballweltmeisterschaft	.12	-.05	-.08
Eigene wirtschaftliche Lage (gut)	.12	-.06	-.06
Eigene wirtschaftliche Lage in einem Jahr	.13	.15*	.13*
Interesse Politik (stark)	.15	.03	.03
Zufrieden mit eigenem Leben	.11	.06	.03
Sorge, dauerhaft krank zu werden	.15	.08	-.06
Sorge, dass Umwelt vergiftet wird	.14	.02	.02
Sorge, Opfer von Kriminalität zu werden	.14	-.07	-.02
Sorge, arbeitslos zu werden	.15	-.10	.02
Sorge vor Kriminalitätsanstieg	.12	-.08	.00
Befürwortung Todesstrafe	.11	.00	.05
Subjektive Sicherheit abends auf Straße	.10	-.07	-.12*
Häufig Polizei in Wohngegend	.12	.07	.06
Kompetenz, sich vor Überfall zu schützen	.16	.09	.05
Vertrauen in Menschen	.15	-.10	-.07
Zu viele Ausländer	.11	-.06	.01
Weniger Ausländer=weniger Kriminalität	.18*	-.05	.02
Kinder in Zukunft nicht zu verantworten	.19**	-.06	.03
Alles unsicher	.13	.04	.05
Westdeutsche ohne Wiedervereinigung besser	.13	.02	.05
Ostdeutsche sollten mehr Geduld haben	.15	.05	.09
Bürger der DDR haben etwas geleistet	.12	-.02	.02
Soziale Unterschiede sind Anreize	.15	.04	.07
Subjektiver Gesundheitszustand gut	.13	.06	.00

+ OLS- Regressionsanalyse unter Kontrolle von Geschlecht, Alter (in Jahren), Bildung, Familienstand (verheiratet/ nicht verheiratet) und Haushaltsgröße

* p<0,05 ** p<0,01 ***p<0,001

Anmerkung: Die aufgeführten Variablen basieren auf Fragen oder Statements. Aufgeführt sind die Variablen in Form einer Kurzbezeichnung, welche die Richtung der Codierung angibt (z.B. „häufig Besuch"= codiert in einer Wiese, dass hohe Werte häufigen Besuch indizieren)

Tabelle 3: Korrelation zwischen Kontaktzahl und Einstellungen/psychischen Befindlichkeiten

onskoeffizienten zusammengestellt: zum einen ist Cramer´s V ausgewiesen, das misst, inwiefern Abweichungen von erwarteten Werten festgestellt werden können. Grundlage sind Tabellenanalysen mit zusammengefasster Häufigkeitszahl. (analog wie in Tabelle 1). Zum anderen ist der Pearson´sche Korrelationskoeffizient angegeben, der die Stärke und Richtung der Beziehung misst. Er basiert hier auf der Häufigkeitszahl in Form einer metrischen (nicht zu Kategorien zusammengefassten) Variablen.

Korrelationskoeffizient

Lediglich in zwei Fällen von 34 Vergleichen erweist sich Cramér´s V als statistisch signifikant und lediglich in drei von 34 Fällen der Pearson´sche Korrelationskoeffizient. Betroffen ist in letzterem Fall die Zufriedenheit mit dem Angebot an Restaurants und Lokalen in Düsseldorf sowie die Zufriedenheit mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Wer erst nach mehreren Kontakten erreicht wurde, gibt sich hier kritischer, ist weniger mit der lokalen Infrastruktur zufrieden. Des Weiteren zeigt sich, dass sich bei der Einschätzung der eigenen zukünftigen wirtschaftlichen Lage die schwer Erreichbaren optimistischer geben.

2 Aspekte der Kooperations bereitschaft

Subjektives Sicherheitsgefühl

Nun könnte es sein, dass die beobachteten Zusammenhänge aus der Tatsache resultieren, dass die sozialen Merkmale der Befragten teilweise mit der Zahl der unternommenen Kontakteversuche korrelieren und diese sozialen Merkmale wiederum die Einstellungen prägen. Unter diesen Bedingungen würde es keine genuinen Effekte auf der Einstellungsebene geben, sondern nur Effekte, die aus dem Sozialprofil der Befragten erwachsen. Umgekehrt ist ebenfalls denkbar, dass manche der fehlenden Beziehungen auf der Einstellungsebene als Folge der soziodemographischen Zusammensetzung anzusehen sind. Unter diesen Bedingungen würden die tatsächlich vorhandenen Effekte auf der Einstellungsebene in der bivariaten Analyse nicht sichtbar, sondern erst in der multivariaten Analyse.

Aus diesem Grund haben wir zusätzlich eine Analyse unter Kontrolle der Soziodemographie berechnet. Die standardisierten Beta-Koeffizienten der linearen Regressionsanalyse für die Variable Kontakthäufigkeit sind in der letzten Spalte der Tabelle aufgeführt. Als Ergebnis zeigt sich: der Effekt der Kontakthäufigkeit bleibt bei der Zufriedenheit mit dem Angebot an Restaurants und Lokalen bestehen. Bei der Zufriedenheit mit öffentlichen Verkehrsmitteln sinkt jedoch der Effekt unter die statistische Signifikanzgrenze. Bestehen bleibt weiterhin der Effekt der Variablen „Einschätzung der zukünftigen eigenen wirtschaftlichen Lage".

Die einzige Variable, die eine statistisch signifikante Bedeutung erfährt, die sie bei der bivariaten Analyse nicht hatte, ist das subjektive Sicherheitsgefühl abends beim Spaziergang in der Wohngegend: mit steigender Kontaktzahl werden vermehrt Personen einbezogen, welche ihre Nachbarschaft abends als unsicher wahrnehmen. Die Tatsache keine analogen Beziehungen im Fall der übrigen Indikatoren für Kriminalitätsfurcht erkennbar sind, legt den Gedanken nahe, dass sich in diesem Zusammenhang weniger eine allgemeine Kriminalitätsfurcht als vielmehr eine spezifische Wahrnehmung des umgebenden lokalen Raums niederschlägt – Folge womöglich eines überproportional stark ausgeprägten außerhäuslichen Lebensstils, der eine intensivere Nutzung des Raumes bedingt.

Situation des Interviews

Auf der Basis der Angaben, die die Interviewer anhand eines standardisierten Protokolls am Ende des Interviews erstellten, sowie auf der Basis der postalischen Nachbefragung der Befragten können wir die Situation des Interviews aus Sicht der beiden betroffenen Akteure näher ermitteln. Dabei interessiert vor allem die Kooperationsbereitschaft des Befragten sowie die aufgaben- und interaktionsbezogene Komponente der Befragung (dazu Reuband 1998): Wie sehr ist der Befragte in der Lage, die Fragen zu verstehen? Und wie sehr ist er bemüht, den Erwartungen des Interviewers gerecht zu werden, entwickelt womöglich gar Neigungen zu sozial erwünschtem Antworten?

Die Kooperationsbereitschaft des Befragten kann unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden: hinsichtlich der Schwere der Kontaktaufnahme und hinsichtlich der Kooperation im Interview selbst. Die Schwere der Kontaktaufnahme wurde über die Frage erfasst, wie leicht es aus Sicht des Interviewers war, den Befragten zum Interview zu überzeugen. Die Kooperationsbereitschaft wurde über eine Frage zur allgemeinen Kooperationsbereitschaft im Interview ermittelt.

Wie man *Tabelle* 4 entnehmen kann, unterscheiden sich die Befragten, die unterschiedlich häufig kontaktiert werden mussten, ehe ein Interview zustande kam, kaum voneinander. Die Kontaktaufnahme wird von den Interviewern

mehrheitlich als „sehr leicht" oder „leicht" bezeichnet, systematische Unterschiede je nach Zahl der Kontaktversuche finden sich nicht. Gemessen an der Einstufung der Kooperationsbereitschaft als „sehr gut" unterscheiden sich die Befragten, die beim ersten Kontaktversuch befragt wurden, ebenfalls nicht prinzipiell von denen, die erst nach elf und mehr Kontaktversuchen befragt wurden.

In ihrem Frageverständnis werden die leicht Erreichbaren zwar von der Tendenz her vom Interviewer als etwas weniger kompetent eingestuft als die schwer Erreichbaren. Doch dieser Effekt, obwohl statistisch signifikant, ist alles in allem gesehen minimal: Fasst man die Kategorien „sehr gut" und „gut" zusammen (letztere Kategorie aus Platzgründen nicht in der Tabelle ausgewiesen), weisen diejenigen, die beim ersten Kontakt bereits befragt wurden, einen Anteil von 83% auf – der gleiche Wert zeichnet diejenigen aus, die elfmal und mehr kontaktiert werden mussten. Die anderen Indikatoren für das Frageverständnis – der Befragte wurde in der postalischen Nacherhebung nach der Häufigkeit unklarer Fragen gefragt – erbringen ebenfalls keinen Hinweis für einen nennenswerten Zusammenhang mit der Kontaktzahl, so dass man wohl eher von annähernd gleichen Kompetenzen der leicht und der schwer Erreichbaren im Umgang mit der Befragung sprechen kann. Ähnlichkeiten kennzeichnen auch das Verhalten, das man als Charakteristikum der interaktionsbezogenen Komponente im Interview ansehen kann: weder in der Häufigkeit, mit der nach der Interviewer-Meinung gefragt wird, ergeben sich nennenswerte Unterschiede zwischen den Gruppen, noch in der Häufigkeit, mit der sich die Befragten Gedanken darüber machten, welche Meinung wohl der Interviewer hätte.

	Kontaktzahl						Korrelation	
	1	2	3-5	6-10	11+	Insgesamt	Cramér's V	Pearson's r
Kontaktaufnahme „sehr leicht" (1)	49	48	48	63	42	50	.15	.03
Kooperationsbereitschaft „sehr gut" (2)	56	52	56	67	58	58	.13	.03
Fragenverständnis „sehr gut" (3)	38	52	49	54	63	48	.15	.15*
Nie unklare Fragen (4)	32	31	44	38	(44)	36	.12	.04
Nie Frage nach Interviewermeinung (5)	71	78	83	77	67	76	.11	.00
Nie Gedanken über Meinung des Interviewers (6)	63	65	63	56	(40)	61	.14	-.04
Nie Frage, ob Antwort angemessen (7)	63	71	68	77	46	66	.16	.07
Fragen der Befragung interessant (8)	85	84	83	80	(70)	83	.11	.11
Befragung ohne Anwesenheit Dritter (9)	42	51	53	47	58	49	.10	-.07
Jemals befragt (10)	38	40	37	37	28	37	.07	-.07
Jemals Teilnahme an Umfrage verweigert (11)	46	53	41	49	44	46	.04	-.04
Bereit zu erneutem Interview (12)	89	84	90	93	92	89	.14	.04

(1,2,3,5,7,9): Klassifikation durch Interviewer; (10,11,12): Angaben des Befragten in Telefonbefragung; (4,6,8): Angaben des Befragten in postalischer Nachbefragung
( ) = 10 und weniger Befragte
Aufgeführt sind ausgewählte Antworten aus dem jeweils der Frage zugehörigen Antwortspektrum. Zu den Formulierungen, die sich auf die Klassifikation durch den Interviewer beziehen vgl. Reuband (1998).

Tabelle 4: Situation des Interviews nach Kontaktzahl (in %) und Korrelation zwischen Situationsbeschreibung und Kontaktzahl

Was die Frage angeht, ob andere Personen während des Interviews zugegen waren und wie diese reagierten, so kann sich der Interviewer natürlich nur auf das stützen, was ihm am Telefon als ein Indiz dafür erschien. In 49 % der Interviews wurde die Situation von ihm als eine ohne andere anwesende Personen kategorisiert. In 26 % der Interviews gab es den Eindruck, dass der Befragte nicht allein sei, er aber nicht beim Interview gestört werde. Nur in 6 % der Fälle wurde der Befragte dem Eindruck des Interviewers zufolge häufiger gestört. In 19 % der Interviews war die Situation nicht eindeutig einzuschätzen.[7]

Betrachtet man die Verteilung aufgegliedert nach Zahl der Kontakte, so zeigt sich, dass die Personen, die beim Erstkontakt bereits befragt wurden, am seltensten allein befragt wurden (42 %). Bei denen, die erst ab mehr als zehn Kontakten erfasst wurden, liegt der Anteil am höchsten (58%). In den übrigen Kontaktkategorien liegen die Werte im Mittelbereich und schwanken nur leicht. Dass diejenigen, die mehr als zehnmal kontaktiert werden mussten, am häufigsten allein befragt wurden, ist nicht erstaunlich – handelt es sich bei ihnen überproportional um Personen, die in Ein-Personenhaushalten leben (was eine Anwesenheit anderer Personen zur Zeit des Interviews nicht ausschließen muss). Alles in allem gilt auch

in der Gruppe der Schwer-Erreichbaren, dass die Differenz zu den übrigen Befragtengruppen eher gradueller als grundsätzlicher Natur ist. Von einem statistisch signifikanten Effekt der Kontaktzahl – über alle Personengruppen hin gerechnet –, kann nicht gesprochen werden.

Minimale Effekte

Die meisten Befragten verfügten über keine Interviewerfahrung. Lediglich 37 % gaben an, ein- oder mehrmals befragt worden zu sein. In dieser Hinsicht spiegeln unsere Befunde ziemlich gut die Verhältnisse der damaligen Zeit in den alten Bundesländern wieder.[8] Zwar mag der eine oder andere Befragte die eigene Interviewerfahrung früherer Jahre vergessen haben und die realen Werte etwas höher liegen, was aber an dieser Stelle primär zählt ist: zwischen den Befragten, die mit unterschiedlich hoher Kontaktzahl erreicht wurden, sind die Unterschiede vernachlässigenswert. Bis hin zu den 6-10 maligen Kontakten unterscheiden sich die entsprechenden Werte nicht. Nur bei den Befragten, bei denen mehr als zehn Kontakte notwendig waren, liegt der Wert für Interviewerfahrungen etwas niedriger (28 % statt ca. 37-40 %). Vermutlich spiegelt sich darin eine allgemein geringere Erreichbarkeit dieser Befragtengruppe aufgrund ihres außerhäusigen Lebensstils wieder.[9] Gleichwohl: bedeutsame Prozentpunktunterschiede sind es in Relation zu den vorherigen Kategorien nicht.

Kurze Feldphase – eingeschränkte Aussagekraft

Danach gefragt, wie sehr sie die ihnen gestellten Fragen als interessant empfunden hätten, geben die Befragten, die sich an der Nacherhebung beteiligten, eine insgesamt recht positive Bilanz wieder. Danach empfanden 12 % die Fragen als „sehr interessant", 71 % als „interessant", 12 % als „weniger interessant" und 2 % als überhaupt nicht interessant". Ein Zusammenhang zwischen der Bewertung und der Erreichbarkeit gibt es nicht. Angesichts der positiven Bilanz, welche die Befragten zogen, ist es auch nicht verwunderlich, dass sich ein Großteil von ihnen zukünftigen Befragungen gegenüber aufgeschlossen gibt. Auf eine entsprechende Frage hin[10] bekundeten eine Mehrheit von 89 % eine entsprechende Bereitschaft. Diejenigen, die erst nach mehr als zehnmaligen Kontakten erreicht wurden, unterscheiden sich in dieser Hinsicht von den anderen Befragten praktisch nicht.

Schlussbemerkungen

Als wichtigstes Ergebnis der Analysen ist festzuhalten: um mobile Personen zu erreichen und Personen altersmäßig angemessen abzubilden, ist es ratsam, sich bei Telefonbefragungen nicht mit einigen wenigen Kontakten zu begnügen. Umfragen, bei denen sich die Feldphase auf ein oder zwei Tage beschränkt, mögen zwar den Vorteil haben, kurzfristig Ergebnisse zu erbringen, in ihrer Aussagekraft jedoch sind sie eingeschränkt. So sind, wie wir gezeigt haben, bei wenigen Kontaktversuchen die Jüngeren unterrepräsentiert und die Verheirateten überrepräsentiert. Demgegenüber ist beim Merkmal Bildung kein systematischer Effekt erkennbar. Um die schlechter Gebildeten verstärkt einzubeziehen, die üblicherweise in Umfragen unterrepräsentiert sind, bedarf es – wie an anderer Stelle dargestellt ist (Reuband und Blasius 2000) – primär einer Senkung des Verweigereranteils im Interview.

Auch wenn leicht und schwer Erreichbare in ihrer Soziodemographie z.T. Unterschiede aufwiesen und sich ebenfalls in ihrer Zeitverwendung (gemessen an Kontakten mit Freunden und Bekannten) unterschieden, in Bezug auf die Einstellungen und psychischen Befindlichkeiten ergaben sich kaum oder allenfalls minimale Effekte.

Wo Effekte bestanden, sind sie vermutlich durch den Lebensstil maßgeblich mitgeprägt: wer häufig außer Haus ist, ist schlechter zu erreichen. Personen mit einem außerhäusigen Lebensstil dürften auch häufiger Restaurants und Lokale aufsuchen und über mehr Vergleichsmöglichkeiten verfügen – und umso kritischer urteilen, wenn von ihnen das Angebot als nicht ausreichend wahrgenommen wird. Würde man mehr Fragen zum Lebensstil stellen, würden die Unterschiede zwischen Leicht- und Schwererreichbaren vermutlich größer ausfallen. Hinsichtlich der Interviewsituation ergaben sich sowohl aus Sicht des Interviewers als auch des Befragten keine nennenswerten Unterschiede, die mit der Häufigkeit der Kontakte – und damit der Erreichbarkeit im Alltag – in Beziehung standen.

Als Fazit bleibt: es ist sinnvoll, mehrere Kontaktversuche über einen längeren Zeitraum zu unternehmen. Aber dies muss, so scheint es, nicht in extensiver Weise betrieben werden, wenn man davon ausgehen kann, dass es sich um funktionierende Telefonnummern handelt. So sehr hier auch eine Erhöhung der Kontakthäufigkeit zur Verbesserung der Datenqualität insbesondere in der Soziodemographie beiträgt, so sehr ist doch andererseits der Nutzen,

der daraus auf der Ebene von Einstellungen, Verhaltensweisen und der Interaktionssituation erwächst, im Allgemeinen eher gering. Dieses Ergebnis deckt sich mit denen anderer in- und ausländischen Untersuchungen (vgl. auch Merkle et al. 1993, Keeeter et al. 2006).

Gleichwohl: um auf „Nummer sicher" zu gehen und um hohe Ausschöpfungsquoten sowie eine möglichst repräsentative Zusammensetzung der Befragten zu erreichen, sind mehrere Kontaktversuche über einen längeren Zeitraum angeraten. Man sollte sich nicht damit zufrieden geben, dass die Höhe der Ausschöpfungsquote womöglich weniger bedeutsam ist, als inzwischen oft angenommen wird.

Literatur

ADM (Arbeitsgemeinschaft deutscher Marktforschungsinstitute) (2010): Jahresbericht. Frankfurt/M.

Blasius, J. und K.H. Reuband (1995): Telefoninterviews in der empirischen Sozialforschung: Ausschöpfungsquoten und Antwortmuster, in: ZA Information, 37, S. 64-87

Dillman, D. (1978): Mail and telephone surveys- New York

Dillman, D. (2000): Mail and internet surveys. The tailored design method. New York

Euler, M. (1988): Ausstattung privater Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern im Januar 1988, Ergebnis der Einkommens- und Verbraucherstichprobe, in: Wissenschaft und Statistik 5/1989, S. 307-315

Fischer, C. S. (1992): American calling. A social history of the telephone to 1940. Berkely, Los Angeles, Illinois

Forsa: Die Akzeptanz von Umfragen in Deutschland im Frühjahr 2009. Berlin: Forsa

Häder, M. und S. Häder (2009), Hrsg., Telefonbefragungen über das Mobilfunknetz. Wiesbaden

Hüfken, V. (2000a), Hrsg., Methoden in Telefonumfragen. Opladen

Hüfken, V. (2000b), Kontaktierung bei Telefonumfragen. Auswirkungen auf das Kooperations- und Antwortverhalten, in: V. Hüfken, Hrsg., Methoden in Telefonumfragen. Opladen, S. 11–31

Hüfken, V. (2009): Ein Beitrag zum Stellenwert des Interviews. Die Entwicklung kommunaler Umfragen von 1970 bis 2007, in: GESIS, Hrsg., Methoden und Instrumente der Sozialwissenschaften. Bonn, S. 11-21

Hüfken, V. und A. Schneider (2003): Zum Einfluss stimmlicher Merkmale und Überzeugungsstrategien der Interviewer auf die Teinahme in Telefonumfragen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 55, S. 321–339

Karol, J.J. (1937): Measuring Radio Audiences, in: Public Opinion Quarterly 1 (2), S. 92- 96

Keeter, S., Kennedy, C., Dimock, M., Best, J. und Craighill, P. (2006): Gauging the Impact of Growing Nonresponse on Estimates from a National RDD Telephone Survey, Public Opinion Quarterly 70 (5), S. 759–779

Massey, J.T., Wolter, Ch., Siu Chong Wan und Liu, K. (1996): Optimum Calling Patterns for Random Digit Dialed Telephone Surveys, in: Proceeding of the Social Statistics Section. American Statistical Association, Chicago, Illinois S. 485–490

Merkle, D.M., Baumann, S.L. und Lavrakas, P.J. (1993): The Impact of Callbacks on Survey Estimates in an Annual RDD Survey, in: Proceeding of the Section on Survey Research Methods. American Statistical Association, Chicago, Illinois, S. 1070–1075

Reuband, K.H. (1985) Dritte Personen beim Interview – Zuhörer, Adressaten oder Katalysatoren der Kommunikation?, in: H. Meulemann und K.H. Reuband, Hrsg., Soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme. Frankfurt/New York, S. 117–156

Reuband, K.H. (1987): Unerwünschte Dritte beim Interview. Erscheinungsformen und Folgen, in: Zeitschrift für Soziologie, 16, S. 303–308

Reuband, K.H. (1998): Der Interviewer in der Interaktion mit dem Befragten – Reaktionen der Befragten und Anforderungen an den Interviewer, in: Statistisches Bundesamt, Hrsg., Interviewereinsatz und -qualifikation. Spektrum der Bundesstatistik Bd.11. Stuttgart, S. 138–155

Reuband, K.H. (2011): Freiwillige De-Anonymisierung in anonymen postalischen Befragungen. Wie sehr unterscheiden sich die Befragten mit und ohne De-Anonymisierungsbereitschaft in ihren sozialen Merkmalen, ihrer Devianz und Devianzbereitschaft?, in: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform, S. 17–33

Reuband, K.H. und J. Blasius (2000): Situative Bedingungen des Interviews, Kooperationsverhalten und Sozialprofil konvertierter Verweigerer. Ein Vergleich von telefonischen und face-to-face Befragungen, in: V. Hüfken, Hrsg. Methoden in Telefonumfragen. Opladen, S. 133–165

Schach, S. (1989): Aspekte der Datenqualität bei computergestützten Interviews. Dortmund: Forsa (Mns.)

Sebold, J. (1988): Survey. Period Length, Unanswered Numbers and Nonresponse in Telephone Surveys, in: Groves, R. M., Kahn, R. M., Lyberg, L., Massey, J.T., Waksberg, J. und Nicholls II, W. L., Hrsg.,Telephone Survey Methodology. New York, S 247–256

Shaiko, R.G., Dwyre, D., O'Gorman, M., Stonecash, J. M., and Vike, J. (1991): Pre- election Political Polling and Non- Response Bias Issue, in: International Journal of Public Opinion Research 3, S. 86–99

Tourangeau, R. Rips, L. J. und Rasinski, K., (2000): The psychology of survey response. Cambridge, Mass.

Traugott, M. W. (1987): The Importance of Persistance in Respondent Selection for Pre- election Surveys., in: Public Opinion Quarterly 51, S. 48–57

Tripplet, T. (2002): What is gained from additional call attempts & refusal conversion and what are the costs implications? Washington: The Urban Institute

Anmerkungen

1 1962 besaßen in den alten Bundesländern lediglich 14 % der Haushalte ein Telefon, 1973 waren es 51 %, 1978 70 % und 1988 93 % (Euler 1989: 314). In den USA demgegenüber besaßen 1920 39 % der ländlichen Haushalte ein Telefon und 34 % der nicht-ländlichen Haushalte (Fischer 1992: 93). Mitte der 1930er Jahre wurde geschätzt, dass bereits 43 % aller Haushalte in Städten über 2.500 Einwohnern über ein Telefon verfügten (Karol 1937: 93). Entsprechend kam es in den USA auch schon weitaus früher als in Deutschland zu Befragungen per Telefon. So wurden Umfragen zur Radionutzung in den 1930er Jahren häufig telefonisch durchgeführt (Karol 1937: 93).

2 Es gibt bislang nur wenige sozialwissenschaftliche Institute an den Universitäten mit eigenem CATI Telefonlabor, aber deren Zahl wächst. Eines der größten – mit zusammen 44 Arbeitsplätzen – wurde vor kurzem am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Düsseldorf eingerichtet. Daneben gibt es in kleinerem Maßstab CATI Labore u.a. an den Universitäten in Dresden, Münster, Hamburg, Mannheim, Köln, Bamberg.

3 Vgl. zum Effekt eines vorherigen Anschreibens auf die Teilnahmebereitschaft die Ergebnisse zweier von uns geleiteter Erhebungen in Dresden und Düsseldorf. In diesen wurden unter experimentellen Bedingungen die Effekte eines vorherigen Anschreibens in Relation zu einem „Kalt"-Kontakt

Über Statistik:
Durch die Neuen Medien erleben wir eine Ekstase der Kommunikation. Dennoch nimmt das Drama der Entfremdung nicht ab. Das Gegenteil ist festzustellen.

(ohne Anschreiben) getestet, siehe dazu Hüfken (2000b) sowie Hüfken und Schneider (2003). Hinweise für die Bedeutung eines vorherigen Anschreibens ergaben sich auch in der Nachbefragung der Befragten der vorliegenden Studie. Danach bekundete rund die Hälfte von ihnen, die Existenz eines vorherigen Anschreibens hätte maßgeblich mit zu ihrer Bereitschaft beigetragen, an der Befragung teilzunehmen.

4 Dass der eigene Name mit Nummer nicht im Telefonverzeichnis aufgeführt werden muss, stellt ein neueres Phänomen dar. Bis 1992 musste man besondere Gründe – meist schwerwiegende – Gründe haben, um nicht aufgenommen zu werden. Seitdem ist es jedem überlassen, sich verzeichnen zu lassen oder nicht.

5 Von den 395 Personen mit identifizierbarer Telefonnummer erwiesen sich 20 als neutrale Ausfälle – die Nummer war zwischenzeitlich aufgehoben worden oder die Zielpersonen waren verzogen oder verstorben.

6 Am ehesten antworteten mit einem Anteil von 73 % diejenigen, deren Kooperationsbereitschaft als „sehr gut" beurteilt wurde. Zwischen denen, die als „gut" oder „mittelmäßig eingestuft wurde, differierten die Werte nur minimal (59 % bzw. 62 %).

7 Zu Vergleichszahlen zu den Situationen in face-to-face Interviews und möglichen Folgen für das Antwortverhalten siehe Reuband (1985, 1987)

8 In bundesweiten Umfragen, basierend auf Telefonbefragungen, gaben in den alten Bundesländern im Jahr 1996 30 % der Befragten an, schon mal befragt worden zu sein. Im Jahr 2000 hatte sich dieser Wert auf 47 % erhöht und erreichte 2009 63 % (Forsa 2009). Die Ergebnisse unserer Düsseldorfer Befragung aus dem Jahr 1998 liegen innerhalb der Wertespanne der Jahre 1996 und 2000.

9 Es ist allerdings auffällig, dass der Anteil derer, die jemals ein Interview verweigert haben, in dieser Gruppe sich nicht nennenswert von denen in den anderen Gruppen unterscheidet.

10 Nehmen wir einmal an, wir würden zu einem späteren Zeitpunkt noch mal eine Umfrage durchführen. Wären Sie zu einem erneuten Interview bereit?" Antwortkategorien: „Ja – Nein – Sonstiges, was?"

Ruderprofessor Karl Adam

Martin Schlegel, Hagen

Ruder-Revolution

Wenige Wochen nach dem Tod seines Namensvetters May wurde Karl Adam geboren, am 2. Mai 1912. 1931 bestand er das Abitur. In Münster, Wien und Osnabrück studierte er Mathematik, Physik und Sport, um Lehrer zu werden.

Nach dem Krieg und französischer Gefangenschaft verschlug es ihn nach Schleswig-Holstein. Denn die Lauenburger Gelehrtenschule in Ratzeburg hatte ihm eine Stelle angeboten, die er natürlich annahm. Als Sportlehrer hatte er auch eine schulische Ruderriege zu betreuen, wovon er anfänglich gar nicht begeistert war. Schließlich war er Boxer, nicht Ruderer – 1937 war er Studentenweltmeister im Schwergewichtsboxen.

Box-Weltmeister

Doch wenn sich ein Westfale in etwas reinkniet, dann lässt ihn das nicht mehr los. Das Ergebnis war eine Revolution des Rudertrainings. Aus der Leichtathletik übernahm er die Intervallarbeit und führte spezielles Krafttraining ein; vor allem aber nahm er umfangreiche Veränderungen an den Booten vor: Der Mathematiker und Physiker sah, dass die Kraftumsetzung in den Booten völlig unzureichend war. Er rechnete und experimentierte; überarbeitete die Riemen und Blätter, veränderte Form und Anordnung und gab so seinen Sportlern die Möglichkeit, ihre Kraft bestens einzusetzen.

Die von ihm trainierten Boote gewannen von 1959 bis 1967 sieben Titel bei Welt- und Europameisterschaften; sein Deutschland-Achter holte bei zwei Olympischen Spielen Gold (1960 in Rom und 1968 in Mexiko-City) und dazwischen (1964 in Tokio) Silber.

Durch sein Wirken wurde das bis dahin im Rudersport unbedeutende Ratzeburg zum Mekka des Rudersports, er machte Ratzeburg und Rudern zum Synonym.

1976 verstarb er, er wurde nur 64 Jahre alt. Seine Geburtsstadt – Hagen – gab 1989 einer neuen Turnhalle seinen Namen, die „Karl Adam Sporthalle" in der Nähe seines Geburtshauses. 2008 wurde er in die neu gegründete „Hall of Fame des deutschen Sports" aufgenommen. Nun wäre er 100 Jahre alt geworden.

Quellen:

Werner Hense: Karl Adam zum 100. Geburtstag, in: Hagen-Buch 2012, Hagen 2011
Wikipedia: Karl Adam

Zum Tod von Hartmut Häußermann

Antje Seidel-Schulze, Berlin

Hartmut Häußermann ist am 31.Oktober 2011 nach schwerer Krankheit im Alter von 68 Jahren gestorben. Einige (persönliche) Gedanken zu seinem Tod.

Ich kannte Hartmut Häußermann seit Beginn meines Studiums an der Humboldt-Universität zu Berlin im Jahr 1995. Er hat – das kann man sagen – mein Interesse an Stadtforschung geweckt. In seinen beiden letzten Lebensjahren haben wir ein gemeinsames Projekt bearbeitet, für dessen Zustandekommen ich umso dankbarer bin, da es nun keine Gelegenheit mehr geben wird, mit Hartmut Häußermann zusammenzuarbeiten. Es ging in einem Städtevergleich um Fragen der Segregation, Konzentration und Polarisierung in deutschen Städten in den Jahren 2007 und 2009. Einen treffenderen Projektinhalt hätte es am Ende seines stadtforschenden Lebens kaum geben können.

Hartmut Häußermann wurde 1943 in Waiblingen geboren. Berlin war von 1964 bis 1976 Zwischenstation und seit 1993 auch die letzte Station seines Lebens. Er kam 1964 zum Studium der Soziologie an die Freie Universität zu Berlin und arbeitete dort bis 1976 als Assistent. Es folgten Lehrtätigkeiten an den Universitäten Kassel und Bremen. Von 1993 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2008 war Hartmut Häußermann Professor für Stadt- und Regionalsoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Danach gründete er das Stadtforschungsbüro res urbana.

Humboldt-Universität

Er hatte einen ausgeprägten Sinn für (soziale) Gerechtigkeit, den er bereits in der bewegten 1968er Zeit in der Rolle des AStA-Vorsitzenden der FU artikulierte. Themen wie soziale und wirtschaftliche Ausgrenzung und Entmischung sowie ungleiche Chancen bei der Aneignung von Wissen und Bildung – insbesondere in Städten – waren zentrale Themen seiner Lehre und Forschung. Mit teilweise provokanten Thesen, aber auch Antworten war Hartmut Häußermann in öffentlichen und politischen Diskussionen zu Fragen der sozialen Gerechtigkeit in Städten hoch geschätzt. Seine Sprache war klar, verständlich und prägnant. Seine publizistische Präsenz, in akademischen Schriften, aber auch Tageszeitungen und anderen Medien machte ihn zu einem der bekanntesten und einflussreichsten Stadtsoziologen Deutschlands.

AStA-Vorsitzender

Nicht nur deshalb wurde er Ende der neunziger Jahre vom Berliner Senat beauftragt, eine Untersuchung über die sozialräumliche Entwicklung des Landes Berlin als Grundlage eines inzwischen eingeführten und erfolgreich praktizierten „Quartiersmanagements" zu erarbeiten. Mit dem „Monitoring soziale Stadtentwicklung", das kleinräumig Stadtteildaten vergleicht, legte er den Grundstein für Bestandsaufnahmen und Frühwarnsysteme städtischer Fehlentwicklungen, nicht nur in Berlin. Indem er „immer wieder den Finger in diese soziale Wunde Berlins legte, war er ein unbequemer Auftragnehmer [..] Aber auch darin blieb sich Häußermann treu: Seine Analysen der Stadt nach sozialen Kriterien wie Arbeitslosigkeit, Schulbildung, Sozialhilfe wurden immer akribischer und detaillierter – und widersetzten sich einer politisch motivierten Weichspülung." (Der Tagesspiegel, 2.11.2011)

Klare Sprache

Auch in seinen letzten Lebensmonaten hat er sich trotz seiner Krankheit den Fragen sozialer Gerechtigkeit in Städten gewidmet. Sei es in Interviews, wie z.B. mit der Zeitschrift Cicero im August 2011 („Arm und Reich müssen zusammenleben"), sei es in unserem gemeinsamen res urbana-Difu-Projekt „Kleinräumiger Städtevergleich zur sozialen Stadtentwicklung 2011".

Hartmut Häußermann wird fehlen: in den wissenschaftlichen Diskussionen, in den stadtpolitischen Debatten und als Mensch.

Zum Tod von Otto Ruchty

Florian Breu, München

Am 21.08.2011 verstarb der ehemalige Leiter des Statistischen Amtes im 79. Lebensjahr. Otto Ruchty wurde 1932 in München geboren. Seine Kindheit verbrachte er im Münchner Westend und im Bayerischen Wald. Nach dem Abitur 1953 am Wittelsbacher Gymnasium in München entschied er sich für ein Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München, das er 1958 als Diplom-Kaufmann abschloss. Dem Einstieg in das Berufsleben bei der Siemens AG in München folgte eine Tätigkeit bei der Deutschen Bundesbank in Frankfurt a. M. und den Niederlassungen in München, Passau und Hof, ehe er 1969 in den Dienst der Landeshauptstadt München eintrat. Dort fand er im Statistischen Amt seine berufliche Heimat. 1974 wurde ihm die Leitung der damaligen Abteilung II (Wirtschafts-, Verkehrs-, Finanz- und Wohnungsstatistik) übertragen und im Jahr 1988 wurde er, als Nachfolger von Prof. Dr. Egon Dheus, zum Leiter des Statistischen Amtes berufen. Die Aufgaben des Amtsleiters hat er neun Jahre wahrgenommen, ehe er als Stadtdirektor 1997 feierlich in den Ruhestand verabschiedet wurde.

Mann der Praxis

Siemens, Bundesbank, Stadtverwaltung

Arbeit im VDSt

Otto Ruchty war in seinem Berufsleben ein Mann der Praxis. Nicht das theoretisch Denkba-re, sondern die Verwertbarkeit und der Nutzen von Ergebnissen standen im Vordergrund seines Wirkens als Städtestatistiker. Dabei kam ihm sicherlich zu Gute, dass er als langjähriger, ehrenamtlicher Kommunalpolitiker in einer Münchner Umlandgemeinde genau wusste, welche Bedeutung die Kommunalstatistik bei der Bewertung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklungen und als Orientierungshilfe für örtliche Entscheidungsträger besaß. Dieses Verständnis von Kommunalstatistik in die Praxis umzusetzen, war für ihn vordringlichste Aufgabe und Leitmotiv während seiner langen Tätigkeit als Städtestatistiker.

Mit Otto Ruchty verliert die Kommunalstatistik einen ausgewiesenen Kenner und einen, im besten Sinne, unermüdlichen Streiter für die Belange der Städtestatistik. Frei von persönlichen Eitelkeiten verstand er es, seine Ideen und Gedanken immer auf den Punkt zu bringen, oft gepaart mit hintergründiger Ironie und wenn es sein musste, auch mit pointierter Schärfe.

Sein Engagement für die Städtestatistik veranlasste ihn auch, sich im Verband Deutscher Städtestatistiker aktiv einzubringen. So war er lange Jahre im Vorstand des Verbandes Deutscher Städtestatistiker tätig und bekleidete 13 Jahre das Amt des Vorsitzenden des Auschusses Wirtschaft und Umwelt im VDSt. Darüber hinaus war er Mitglied des Statistischen Ausschusses des Deutschen Städtetages sowie weiterer Fachausschüsse der amtlichen Statistik.

Wir werden der Persönlichkeit und dem beruflichen Lebenswerk von Otto Ruchty ein ehrendes Andenken bewahren.

Verfahren und Nürnberger Daten

Migrationshintergrund von Kindern und Jugendlichen

Barbara Lux-Henseler, Nürnberg

Bei der kommunalen Bildungsberichterstattung stellt die Analyse der Unterschiede des Bildungsverhaltens und des Bildungserfolgs zwischen Kindern und Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund einen wesentlichen Bestandteil dar. Die für den ersten Nürnberger Bildungsbericht erforderlichen Auswertungen werden zurzeit in enger Zusammenarbeit mit dem Bildungsbüro im Amt für Stadtforschung und Statistik durchgeführt. Wichtigste Datengrundlagen sind hierbei das Einwohnermelderegister, die vom Statistischen Landesamt übermittelten Einzeldaten aus der Kinderbetreuungsstatistik und der Schulstatistik, sowie die vom Gesundheitsamt erhobenen Daten aus den Schuleingangsuntersuchungen. Da in den einzelnen Datenquellen unterschiedliche Merkmale zum Migrationshintergrund enthalten sind, liegen den Angaben zum Migrationshintergrund der Kinder und Jugendlichen unterschiedliche Definitionen zugrunde, was sich negativ auf die Vergleichbarkeit auswirkt.

Bei der Abgrenzung des Migrationshintergrunds mithilfe der vorhandenen Merkmale wird die in der amtlichen Statistik übliche Definition des Statistischen Bundesamtes zugrunde gelegt (siehe Kasten).

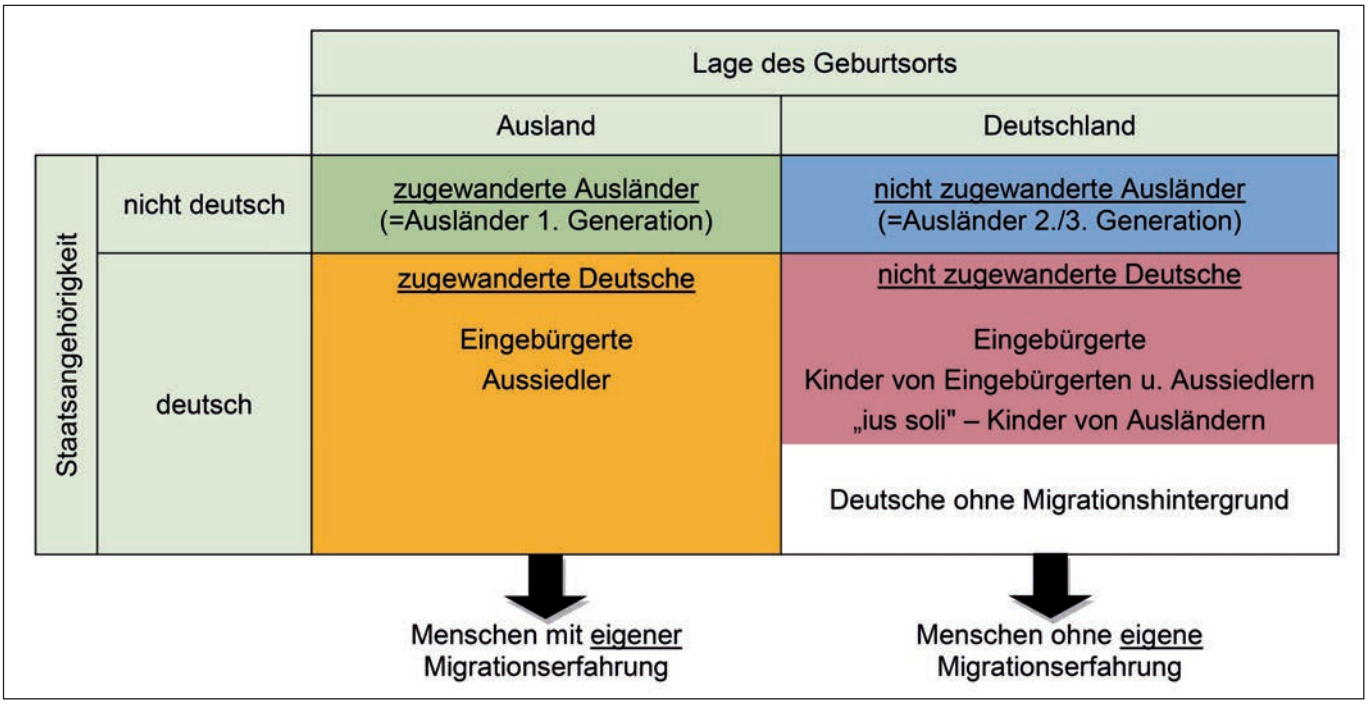
Einen Migrationshintergrund haben demnach nicht nur alle aus dem Ausland Zugewanderten. Auch deren Nachkommen in erster Generation gehören dazu und zwar unabhängig davon, welche Staatsangehörigkeit sie besitzen; außerdem alle Ausländer, unabhängig davon, wo sie geboren sind. Aber auch in Deutschland geborene Deutsche können einen Migrationshintergrund haben, sei es als Kinder von Aussiedlern, Spätaussiedlern oder Eingebürgerten oder als ius soli-Kinder ausländischer Eltern. (Abb. 1)

Die Ermittlung der Einwohner mit Migrationshintergrund kann innerhalb von abgeschotteten kommunalen Statistikstellen durch Auswertung der Einzeldatensätze aus dem Melderegister geschehen. Das Merkmal selbst ist allerdings nicht direkt in den Meldedaten enthalten, sondern muss durch Kombinationen der Merkmale

Menschen mit Migrationshintergrund

Alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil.[1]

Abb. 1: Migrationshintergrund aus den Daten des Einwohnermelderegisters



zur Lage des Geburtsortes, der Staatsangehörigkeit und der Art des Erwerbs der deutschen Staatsangehörigkeit abgeleitet werden. Wichtig für die Abgrenzung ist hierbei vor allem das Geburtsland, das jedoch nicht vollständig verschlüsselt im Meldedatensatz zur Verfügung steht. Der Geburtsort ist hingegen immer vorhanden, jedoch nur als Klartext und deshalb für eine maschinelle Verarbeitung zunächst nicht verwendbar. Daher ist – unabhängig von dem einzusetzenden DV-Verfahren – in jedem Fall vorab eine Verschlüsselung der vorhandenen Geburtsorte erforderlich, wobei im Prinzip die Verschlüsselung in die Kategorien Deutschland und Ausland reichen würde, eine korrekte Zuordnung des Gemeindeschlüssels (AGS) für die deutschen Geburtsorte und des Staatenschlüssels für die ausländischen Geburtsorte bietet jedoch später weitergehende, interessante Auswertungsmöglichkeiten. Dieser einmalig zu erbringende Aufwand dürfte sich meist lohnen, selbst wenn nicht in jedem Fall eine eindeutige Verschlüsselung möglich ist, wie z.B. bei deutsch klingenden Geburtsorten im Ausland.

Bezugsland

MigraPro

Als Instrument nutzen viele Kommunen, darunter auch die Stadt Nürnberg, inzwischen die im KOSIS-Verbund entwickelte Software MigraPro.[2] Kern des MigraPro-Verfahrens ist eine vorhandene Geburtsorte-Referenzdatei, mit deren Hilfe das Geburtsland in der Einwohnerdatei vollständig verschlüsselt wird. Durch Kombination des Geburtslandes mit den übrigen Merkmalen kann dann für jede Person deren **persönlicher Migrationshintergrund** abgeleitet werden. Kindern unter 18 Jahren, die keinen eigenen Migrationshintergrund haben, kann der Migrationshintergrund der im gleichen Haushalt lebenden Eltern zugeordnet werden. In diesem Fall spricht man von einem **familiären Migrationshintergrund**. Hat nur ein Elternteil Migrationshintergrund wird dieser als **einseitig** im anderen Fall als **zweiseitig** bezeichnet.

Um den Menschen mit Migrationshintergrund eine Nationalität zuordnen zu können, wird in dem Verfahren ein sogenanntes „**Bezugsland**" ermittelt. Dies ist bei Ausländern deren Staatsangehörigkeit, bei Deutschen mit Migrationshintergrund das Geburtsland oder deren zweite Staatsangehörigkeit bzw. das Herkunftsland. (Abb. 2)

Die Zahl der Ausländer ist bei diesem Verfahren am einfachsten und am sichersten festzustellen, da hierzu alle Personen gehören, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Die Zahl der Deutschen mit Migrationshintergrund kann jedoch nur schätzungsweise bestimmt werden. Eingebürgerte könnten aus dem vorhandenen Merkmal „Art des Erwerbs der deutschen Staatsangehörigkeit" abgeleitet werden. Dies gilt allerdings in der Regel nur für die in Nürnberg Eingebürgerten, da die entsprechenden Informationen bei einem Umzug in eine andere Gemeinde nicht übermittelt werden. Bei Personen, die in einer anderen Stadt eingebürgert wurden, kann der Migrationshintergrund dann gegebenenfalls noch erkannt werden, wenn diese frühere Staatsangehörigkeit beibehalten wurde. Dabei wird versucht, Heimatvertriebene und Flüchtlinge des Zweiten Weltkrieges anhand des Zuzugsdatums zu erkennen, da sie nach der Definition keinen Migrationshintergrund haben.

Im Jahr 2010 hatten in Nürnberg nach einer ersten Auswertung mit MigaPro über 196 000 Einwohner einen Migrationshintergrund (Berechnungsstand: März 2011). Das entspricht einem Anteil von 39,4% an der Gesamtbevölkerung. Aufgrund des geänderten Staatsangehörigkeitsrechts ist

Abb. 2: MigraPro – Verfahren zur Ableitung des Migrationshintergrunds aus der Standarddatei Bevölkerungsbestand (DST-Datei)[3]

Merkmale in DST-Datei	Merkmale in DST-Datei nach MigraPro
Geburtsort - **Klartext**	Geburtsort - **verschlüsselt**
Geburtsland – **teilweise verschlüsselt**	Geburtsland - **vollständig verschlüsselt**
Staatsangehörigkeit(en)	Staatsangehörigkeit(en)
Art der deutschen Staatsangehörigkeit	Art der deutschen Staatsangehörigkeit
Zuzugsdatum	Zuzugsdatum
Herkunftsland	Herkunftsland
	Ableitung des MGH durch Kombination obiger Merkmale
	Persönlicher Migrationshintergrund • Deutsche ohne Migrationshintergrund • Deutsche mit Migrationshintergrund • Ausländer **Familiärer Migrationshintergrund der Kinder** • einseitig • zweiseitig
	Bezugsland Staatsangehörigkeit/Geburtsland/Herkunftsland

die Zahl ausländischer Kinder zugunsten der Deutschen mit Migrationshintergrund stark zurückgegangen. In Nürnberg werden jährlich rund 4 000 Kinder geboren. Entsprechend stark sind die einzelnen Alterskohorten besetzt. Ab dem Alter von 16 ist eine kontinuierliche Zunahme der einzelnen Altersjahrgänge auf etwa 7 000 bei den 24-Jährigen zu verzeichnen. Dieser Anstieg hängt mit den ausbildungsplatzbedingten Zuwanderungen von jungen Menschen zusammen. (Abb. 3)

Da das Zuzugsdatum nach Deutschland in den Meldedaten nur lückenhaft verfügbar ist, muss hilfsweise auf das Datum des Zuzugs nach Nürnberg zurückgegriffen werden. An dieser Stelle können Fehler bei der Abgrenzung der Flüchtlinge und Vertriebenen entstehen, wenn sie vor 1949 nach Deutschland geflüchtet, aber erst später aus einer anderen deutschen Gemeinde nach Nürnberg zugezogen sind. Ihre Zahl ist nicht quantifizierbar, aber an der Nürnberger Alterspyramide ist erkennbar, dass in den höheren Altersgruppen der Anteil der Deutschen mit Migrationshintergrund offensichtlich überschätzt wird. Diese Ungenauigkeiten treten bei den Kindern mit Migrationshintergrund jedoch kaum auf, da die meisten von Ihnen bereits als Deutsche in Deutschland geboren sind. Auf eine in MigraPro mögliche Trennung von Eingebürgerten und Aussiedlern bzw. Spätaussiedlern wird in Nürnberg verzichtet, da Aussiedler teilweise auch als Eingebürgerte im Melderegister verzeichnet sind und weil umgekehrt Eingebürgerte bei einem Zuzug aus einer anderen Gemeinde oftmals nicht mehr erkennbar sind. (Abb. 4)

In der Trennung nach dem Migrationshintergrund wird deutlich, dass hierdurch vor allem die Zahl der deutschen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund mit zunehmendem Alter ansteigt. Entsprechend rückläufig ist der Anteil der Jugendlichen mit Migrationshintergrund in diesen Altersgruppen. Mit bis zu 62 % am höchsten ist der Anteil bei den Kindern im Alter von drei bis unter sechs Jahren, d.h. bei den Kindern im Vorschulalter. Danach nimmt der Anteil kon-

Abb. 3: Einwohner mit Hauptwohnsitz in Nürnberg am 31.12.2010 nach dem Migrationshintergrund

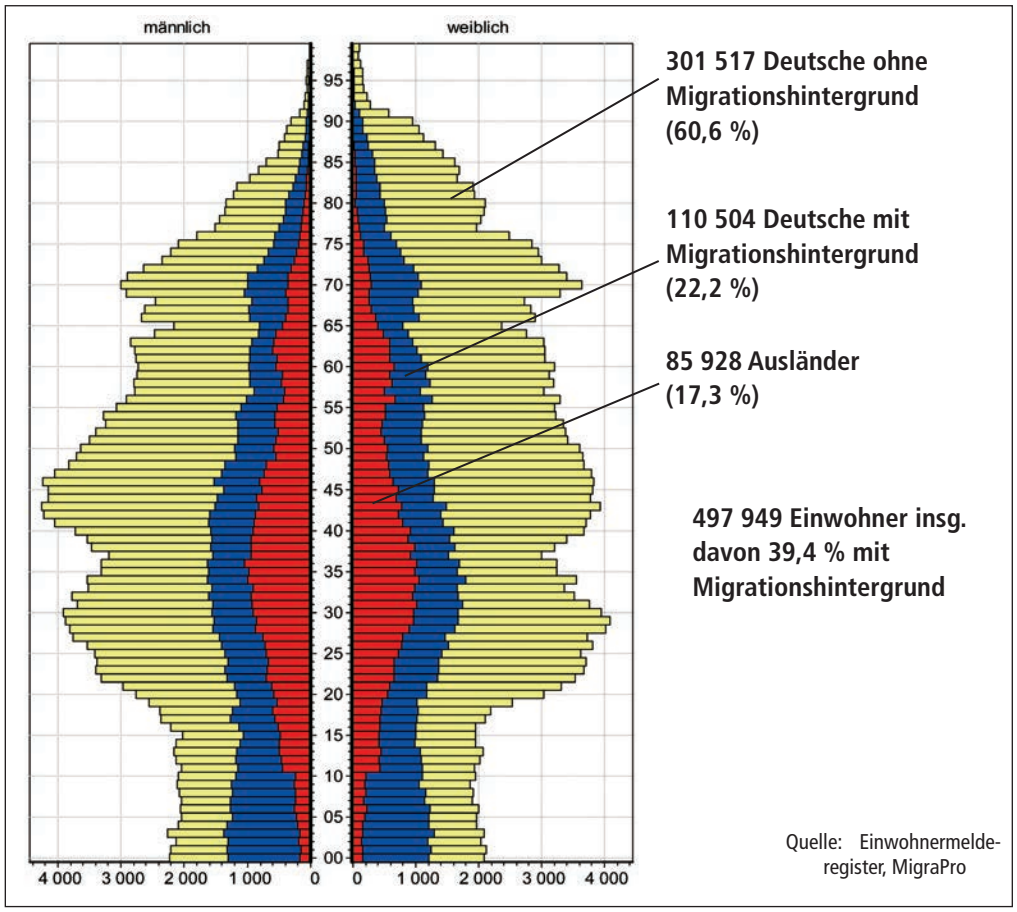
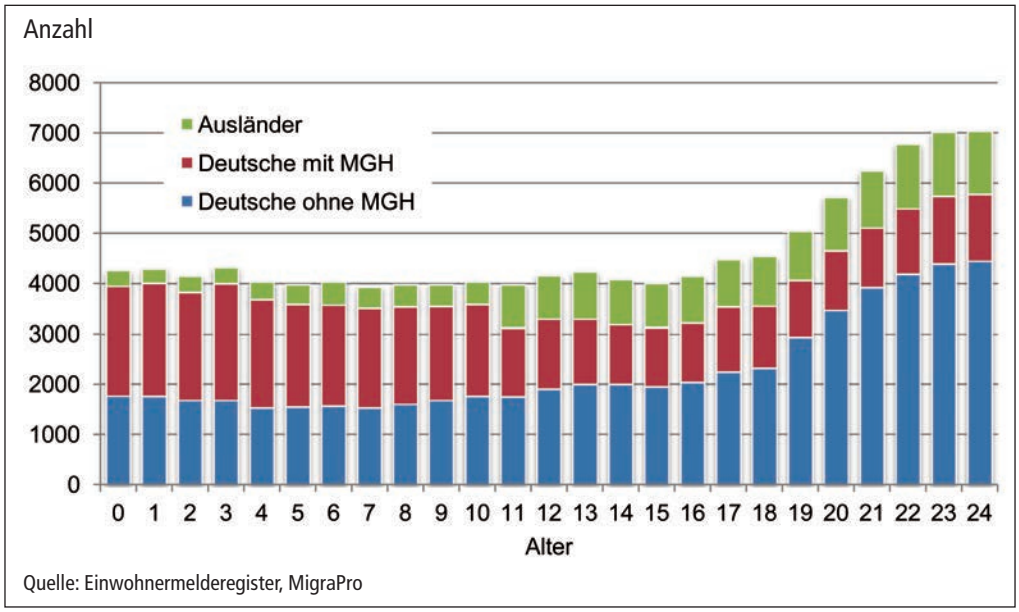


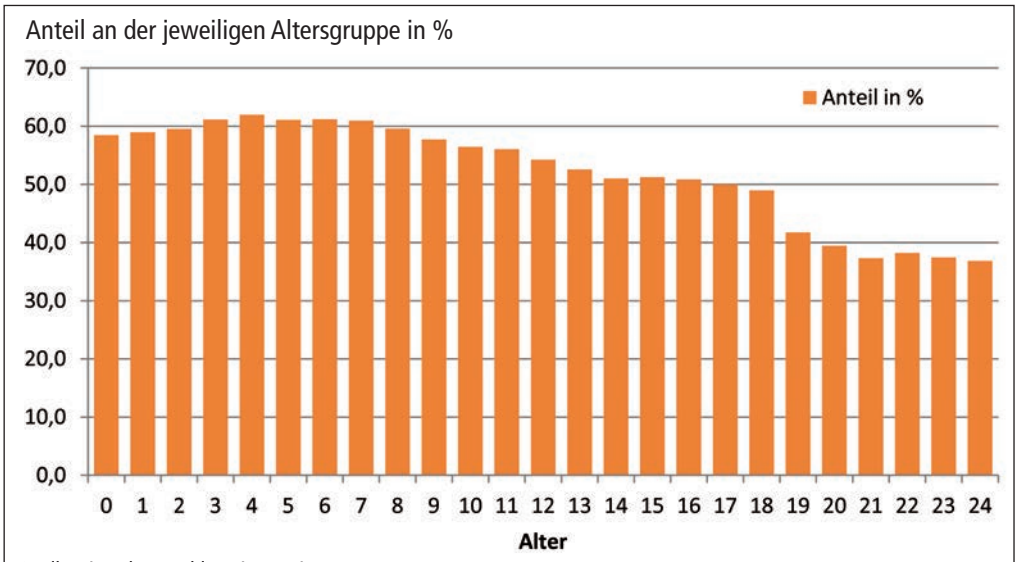
Abb. 4: Kinder und Jugendliche in Nürnberg am 31.12.2010 nach dem Migrationshintergrund



tinuierlich ab und entspricht am Ende etwa dem Gesamtdurchschnitt. (Abb. 5)

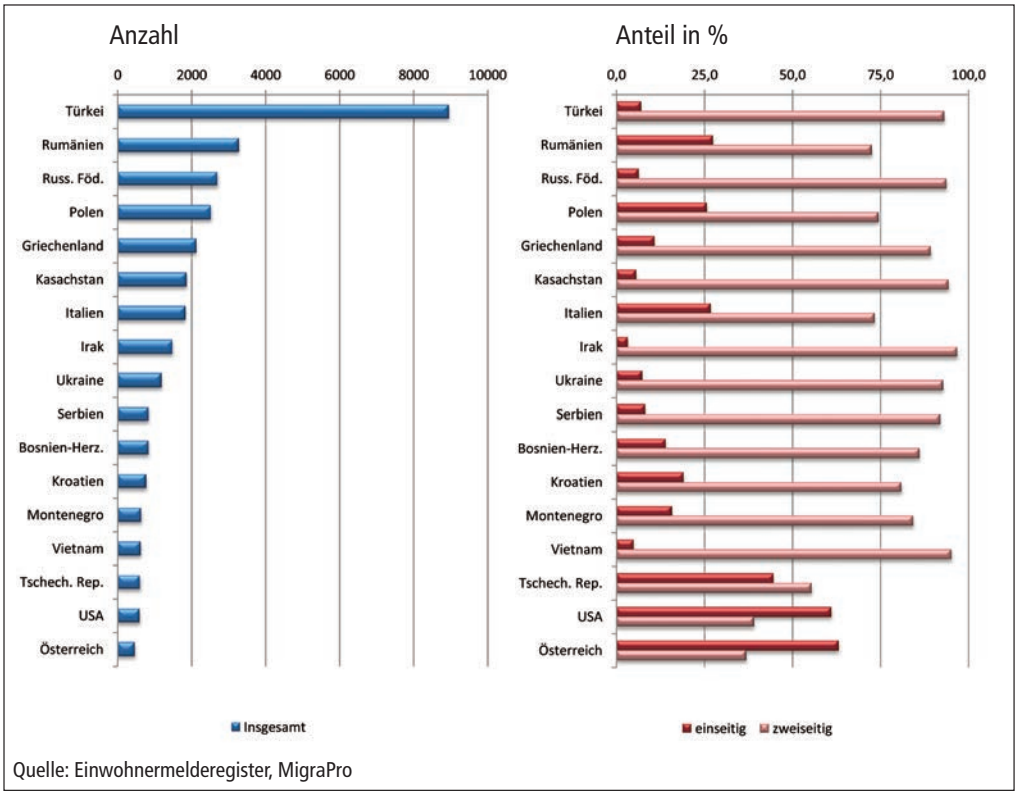
Von den insgesamt rund 74 000 in Nürnberg lebenden Kindern unter 18 Jahren haben 56,6 % einen Migrationshintergrund, mit Abstand die größte Gruppe bilden die Kinder mit türkischem Migrationshintergrund. Die zweitgrößte Gruppe stellen zusammen betrachtet die Länder der ehemaligen Sowjetunion dar, von denen die Russische Föderation, Kasachstan und die Ukraine dominieren. Bei diesen Bezugsländern liegt auch in den meisten Fällen ein zweiseitiger Migrationshintergrund vor, d.h. diese Kinder haben nur in wenigen Fällen ein deutsches Elternteil ohne Migrationshintergrund. Umgekehrt verhält es sich bei den Bezugsländern Österreich und USA, bei denen in den meisten Fällen ein einseitiger Migrationshintergrund vorliegt. Aber auch Kinder mir rumänischem, polnischem oder italienischem Migrationshintergrund haben zu einem überdurchschnittlich hohen Anteil eine deutsche Mutter oder einen deutschen Vater ohne Migrationshintergrund. (Abb. 6)

Abb. 5: Kinder und Jugendliche in Nürnberg am 31.12.2010 nach dem Migrationshintergrund



Quelle: Einwohnermelderegister, MigraPro

Abb. 6: Kinder mit Migrationshintergrund in Nürnberg am 31.12.2010 nach dem Bezugsland



Quelle: Einwohnermelderegister, MigraPro

Migrationshintergrund in der Statistik der Kindertagesbetreuung

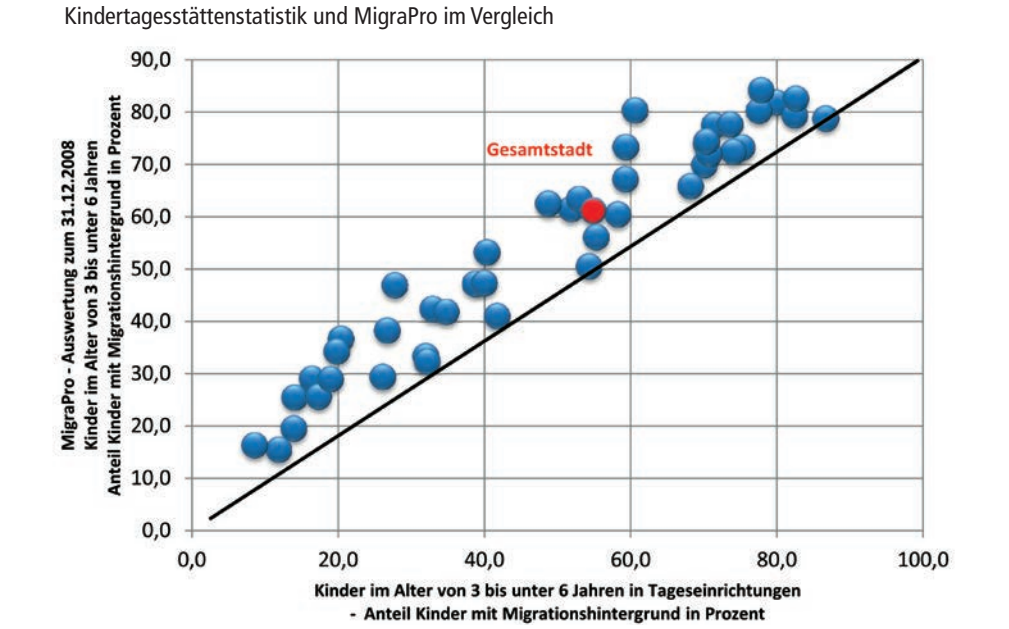
Grundlage für die Statistiken der Kinder und Jugendhilfe in Deutschland ist das Achte Buch des Sozialgesetzbuches (SGB VIII). Die Statistik zur Kindertagesbetreuung wird danach jährlich zum 15. März durchgeführt und umfasst neben den Kindergärten auch alle Kinderkrippen, Horte und sonstige altersgemischte Einrichtungen, in denen Kinder bis zum Alter von 14 Jahren betreut werden. Neben den Daten zu den Einrichtungen und den tätigen Personen werden darüber hinaus für jedes einzelne Kind u.a. Angaben zu einem möglichen Migrationshintergrund erfasst. Die von den Statistischen Landesämtern erhobenen Daten können an abgeschottete kommunale Statistikstellen übermittelt und von diesen ausgewertet werden.

Anders als im Einwohnermelderegister stehen zur Bestimmung des Migrationshintergrunds in dieser Statistik lediglich Informationen darüber zur Verfügung, ob mindestens ein Elternteil Ausländer ist und ob die vorrangig in der Familie

gesprochene Sprache deutsch ist oder nicht. Bei den Auswertungen für den Nürnberger Bildungsbericht erhält ein Kind dann einen Migrationshintergrund, wenn wenigstens eines dieser Merkmale auf einen familiären Zuwanderungshintergrund hindeutet. Vergleicht man den so ermittelten Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund in der Kinderbetreuungsstatistik mit der MigraPro-Auswertung, stellt man fest: Nach den Daten des Melderegisters liegt der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund bei den Alterskohorten der drei-, vier- und fünfjährigen Kinder bei jeweils 61%, während in den Kindertagesstätten der Anteil mit zunehmendem Alter steigt, aber insgesamt deutlich niedriger liegt. Dass der Anteil niedriger ist, hängt damit zusammen, dass bei dieser Statistik weder der Geburtsort der Kinder noch der der Eltern abgefragt wird, somit weniger Informationen zur Verfügung stehen. Aus dem steigenden Anteil bei den betreuten Kindern kann man den Schluss ziehen, dass Kinder mit Migrationshintergrund später in den Kindergarten kommen. Gewisse Ungenauigkeiten können sich aber auch durch die unterschiedliche zeitliche Zuordnung ergeben, da die Erhebung immer im März stattfindet, das Melderegister aber immer den Stand zum 31. Dezember hat.

Aufschlussreich ist auch eine Aufschlüsselung nach den Kindergartenplanungszonen. Es zeigt sich, dass in denjenigen Planungszonen, in denen der Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund am höchsten ist, gleichzeitig auch die Übereinstimmung mit der Kinderbetreuungsstatistik am höchsten ist. In Planungszonen mit einem niedrigen Anteil wird der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund in den Einrichtungen offenbar deutlicher unterschätzt, möglicherweise, weil Kinder und Eltern deutsch sprechen und die Nationalität der Eltern nicht korrekt erfasst wird. (Abb. 7)

Abb. 7: Migrationshintergrund der Kinder von 3 bis unter 6 Jahren in den Nürnberger Kindergartenplanungszonen im Jahr 2008



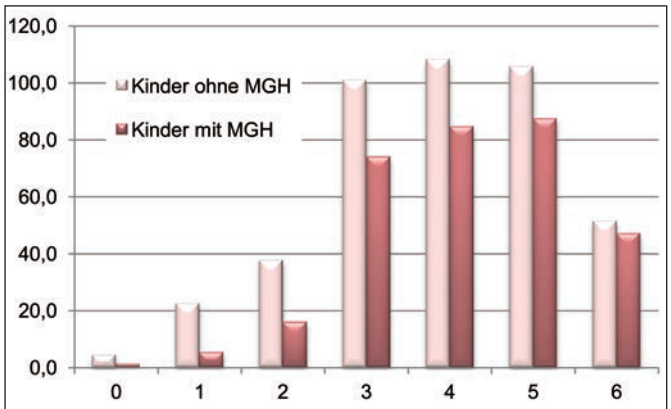
Quelle: Kindertagesstättenstatistik, Einwohnermelderegister, MigraPro

In fast allen Fällen liegt also der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund nach MigraPro bzw. Melderegister höher als in der Kinderbetreuungsstatistik. Dies führt dann zu teilweise paradoxen Ergebnissen, wenn man versucht beide Statistiken zusammenzuführen, um altersspezifische Besuchsquoten zu berechnen: Man erhält in einzelnen Altersjahren Besuchsquoten von über 100 %, was bedeuten würde, dass mehr deutsche Kinder ohne Migrationshintergrund in Nürnberg einen Kindergarten besuchen als tatsächlich mit Hauptwohnsitz gemeldet sind. (Abb. 8)

Migrationshintergrund bei der Schuleingangsuntersuchung

Eine weitere Datenquelle, bei der ebenfalls Daten zum Migrationshintergrund erhoben werden, ist die Schuleingangsuntersuchung. Die statistische Auswertung der Schuleingangsuntersuchung ist in Bayern Aufgabe des Bayerischen Landesamtes für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit LGL. Die Durchführung obliegt den Gesundheitsämtern, Einzelheiten sind in der Verordnung zur Schulgesundheitspflege (SchulgespflV) geregelt. Abgeschottete kommunale Statistikstellen können diese Daten ebenfalls in

Abb. 8: Besuchsquoten der Kindertageseinrichtungen nach dem Alter und nach Migrationshintergrund im Jahr 2008



Quelle: Kindertagesstättenstatistik, Einwohnermelderegister, MigraPro

anonymisierter Form erhalten. Allerdings wird bei der Schuleingangsuntersuchung nicht nach der Staatsangehörigkeit der Eltern, sondern nach der Staatsangehörigkeit des Kindes gefragt und bei der Frage zur Sprache wird nicht nach der in der Familie gesprochenen Sprache, sondern nach der Muttersprache (jeweils von Mutter und Vater) gefragt. Bei den Auswertungen für Nürnberg wird ein Migrationshintergrund zugeordnet, wenn das Kind nicht deutsch ist und/ oder die Muttersprache (Mutter oder Vater) nicht deutsch ist. Das heißt, die erlernte Sprache der Eltern wird stärker berücksichtigt, aber deren Staatsangehörigkeit gar nicht.

Bei den im Jahr 2008 untersuchten 6-jährigen Kindern hatten nach dieser Definition 53,2 % einen Migrationshintergrund. Der Anteil liegt damit höher als bei den in Tageseinrichtungen betreuten Kindern (44,6%), aber niedriger als nach den MigraPro-Auswertungen aus dem Melderegister (59,4%). Bei der Erhebung wird u.a. auch nach der Dauer des Kindergartenbesuchs gefragt. Die bei der Statistik der Kindertagesbetreuung aufgetauchte Vermutung, dass Kinder mit Migrationshintergrund in Nürnberg später in den Kindergarten kommen, konnte durch eine Analyse der Schuleingangsuntersuchung teilweise bestätigt werden.

Abb. 9: Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund in Nürnberg im Jahr 2008 nach Altersjahren

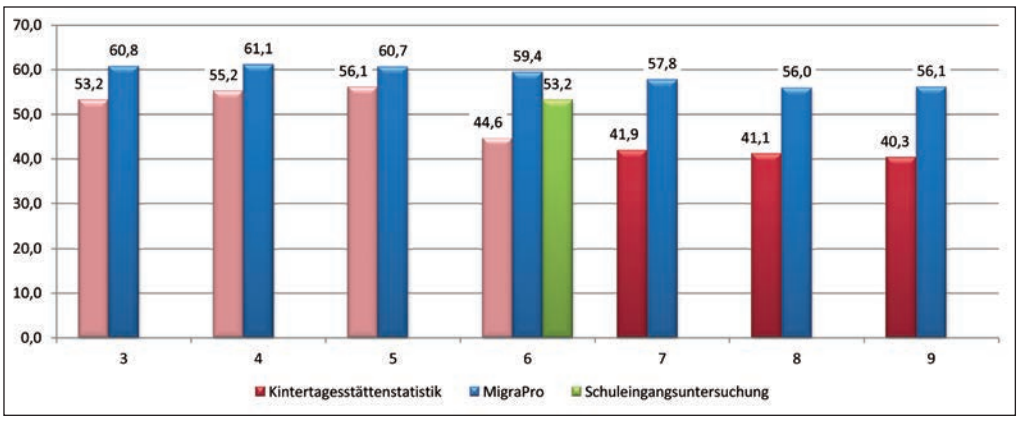


Abb. 10: Überblick über die Erhebungsmerkmale zum Migrationshintergrund bei Kindern und Jugendlichen

	MigraPro	Kita-Statistik	Schul-eingangs-unters.	Schulstatistik		Statistik der Bundes-agentur für Arbeit 2)
				Allg. bild. Schulen	Berufl. Schulen	
Geburtsort/ Geburtsland	x			x	x	x
1. Staatsangehörigkeit	x		x	x	x	x
2. Staatsangehörigkeit	x					
Art der deutschen Staatsangeh. (Einbürgerung, Aussiedler, usw.)	x					x
Datum des Zuzugs nach Deutschland	(x) 1)			(x) 1)	(x) 1)	
Herkunftsland	x					
Familiensprache		x		x		
Muttersprache (Mutter/Vater)			x			
Staatsangehörigkeit (Mutter/Vater)	x	x				
Zuwanderungshintergrund der Eltern	x					x

1) wird bei der Definition des Migrationshintergrunds nicht verwendet
2) Erhebung der Merkmale zum Migrationshintergrund ab 2011 geplant

Migrationshintergrund in der Schulstatistik

Auch in der Schulstatistik werden Daten zum Migrationshintergrund erfasst. Da die dort erfragten Daten aus den Verwaltungsdatenbeständen der Schulen stammen und diese keine Informationen über Dritte enthalten dürfen, können nur Merkmale der Schüler selbst zur Abgrenzung des Migrationshintergrunds verwendet werden. Dazu gehören die Staatsangehörigkeit, das Geburtsland und die Verkehrssprache in der Familie. Wenn mindestens eines dieser drei Merkmale nicht deutsch ist, wird von einem Migrationshintergrund ausgegangen. Da anders als in den vorangegangenen Statistiken Informationen über die Eltern unberücksichtigt bleiben, ist erwartungsgemäß der Anteil der Schüler mit Migrationshintergrund deutlich niedriger als nach MigraPro. Der größte Anteil der Schüler dürfte bereits als Deutscher in Deutschland geboren sein, auch wenn die Eltern Migrationshintergrund haben. (Abb. 9 und 10)

Zusammenfassung

Da die zur Abgrenzung des Migrationshintergrunds erforderlichen Informationen nicht in einheitlicher Form vorhanden sind, sind unterschiedliche Definitionen und infolgedessen Einschränkungen bei der Vergleichbarkeit unvermeidbar. Auch wenn die Ableitung des Migrationshintergrunds aus dem Einwohnermelderegister mit Schwächen behaftet ist, dürften die so ermittelten Daten insbesondere bei Kindern und Jugendlichen der Realität sehr nahe kommen. In der Statistik der Kinderbetreuung wird aber möglicherweise ein

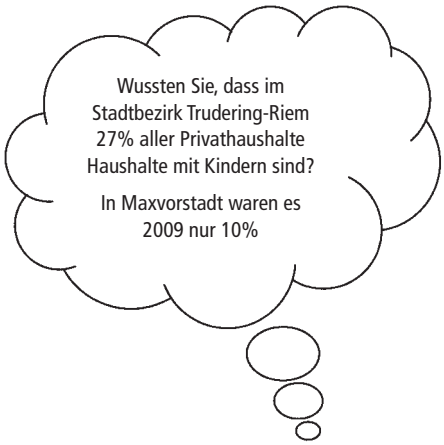
vorhandener Migrationshintergrund dann nicht erkannt, wenn die Sprache als „sichtbares" Indiz nicht darauf hindeutet. Diese Betrachtungsweise hat auch sicher ihre Berechtigung, wenn es um das Thema Integration bzw. Sprachförderung geht, problematisch ist in diesen Fällen jedoch die Gegenüberstellung von betreuten Kindern und Einwohnern, da das Melderegister keine Informationen zur Sprache enthält, die Definitionen deshalb nicht angeglichen werden können. Gleiches gilt im Prinzip für die Schulstatistik, die darüber hinaus auch keine Informationen zum Migrationshintergrund der Eltern enthält und deshalb hier noch größere Differenzen zu den Einwohnerdaten entstehen. Eine wichtige Datenquelle werden in Zukunft auch die Statistiken der Bundesagentur sein, da ab dem Jahr 2011 Merkmale des Migrationshintergrundes erhoben und übermittelt werden müssen. Mit ersten Daten wird aber frühestens 2012 zu rechnen sein.

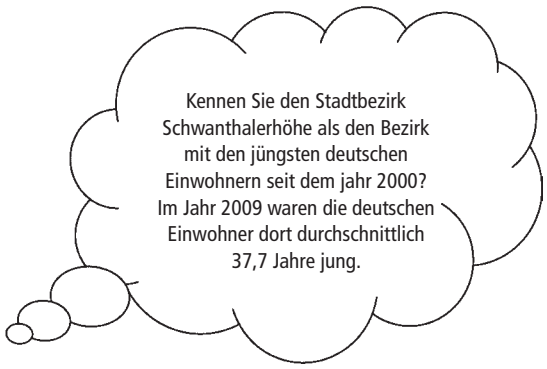
Anmerkungen

1 Statistisches Bundesamt, Fachserie 1 – Reihe 2.2

2 Das Programm MigraPro ist eine in der KOSIS-Gemeinschaft HHSTAT entwickelte Software und ein Verfahren, das es ermöglicht, die Zahl der Personen mit Migrationshintergrund aus den Daten des Einwohnermelderegisters zu bestimmen

3 Die Standarddatei beruht auf der vom Deutschen Städtetag (DST) empfohlenen und in der KOSIS-Gemeinschaft HHSTAT gepflegten Datensatzbeschreibung





Interaktiv, schnell und komfortabel

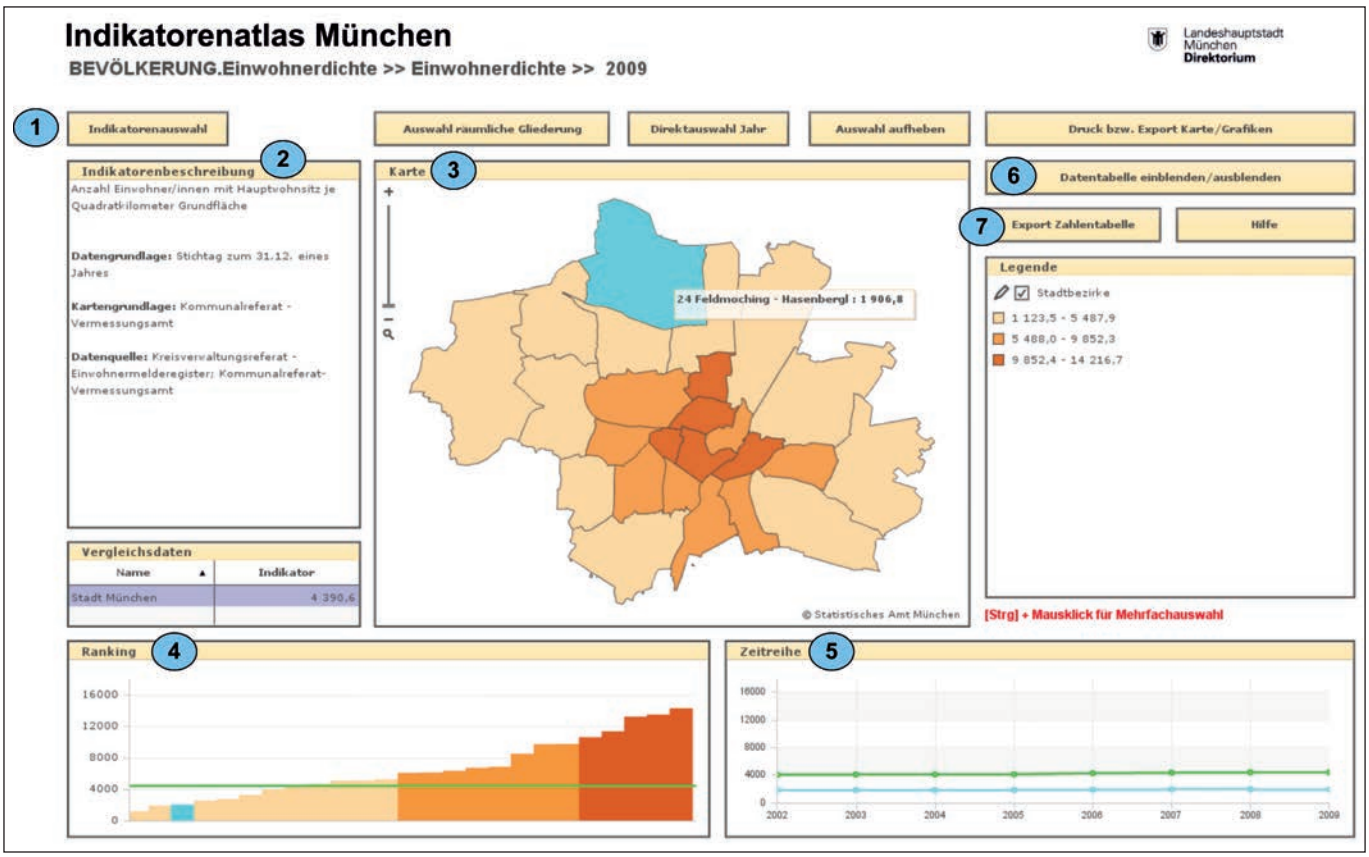
Münchens neuer Indikatorenatlas

Adriana Wenzlaff, München

Ist Ihnen bekannt, dass es 2009 in München 54% Single-Haushalte gab und die 18- bis 29-jährigen Singles die Maxvorstadt bevorzugten, die 65 jährigen und älteren Singles hingegen am liebsten in den Stadtbezirken Hadern und Aubing-Lochhausen-Langwied wohnten?, Interessiert es Sie, dass in München das Durchschnittsalter deutscher Mütter 2009 bei Geburt eines Kindes bei 32,6 Jahren lag – bei den ausländischen Müttern bei 30,2 Jahren? Wollten Sie schon immer einmal wissen, welche Stadtbezirksteile mehr Zu- als Wegzüge verbuchen – wie war die Situation 2000 und wie jetzt? Haben Sie sich schon öfters gefragt, in welchen Stadtbezirksteilen die Pkw-Dichte am geringsten ist und wie die Pkw-Dichte noch im Jahr 2002 war? In welchen räumlichen Eckpunkten sind die meisten Langzeitarbeitslosen oder die wenigsten Arbeitslosen unter 25 Jahren anzutreffen? Wo war die Wahlbeteiligung bei der letzten Bundestagswahl am niedrigsten und wo am höchsten? …

All diese Fragen können mit dem neuen Indikatorenatlas München des Statistischen Amtes der Landeshauptstadt München beantwortet werden. Diese Anwendung wurde mit Hilfe der schottischen Software *InstantAtlas*™ umgesetzt und steht seit Beginn 2011 (zunächst nur) im Intranet der Stadt München allen städtischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur Verfügung. Eine Internet-Version des In-

InstantAtlas



Grafik 1

Grafik 2

dikatorenatlas München ist in Bearbeitung und soll ebenfalls noch in 2011 veröffentlicht werden.

Wie heißt es so schön: Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Deshalb zunächst – um eine kleine Vorstellung von der Anwendung zu erhalten – ein Screenshot vom „Indikatorenatlas München", siehe Grafik 1.

Natürlich kann in diesem Falle ein Bild nicht die Anwendung an sich ersetzen, denn diese lebt ja gerade vom eigenständigen Klicken und Ausprobieren hier und dort. Testen Sie den Indikatorenatlas München unter folgendem Link aus: http://zimas.muenchen.de (klicken Sie oben links auf „Indikatoren").

Das interaktive Programm ist mit ein wenig Spaß am Ausprobieren schnell selbsterklärend: In der oberen linken Ecke befindet sich die wichtigste Schaltfläche – die *Indikatorenauswahl* (siehe Grafik 1 – Punkt 1, Grafik 2), die in sieben Themenbereiche unterteilt ist (Arbeitsmarkt, Ärzte, Bevölkerung, Grundschüler/innen, Kinderbetreuung, Verkehr und Wahlen).

Innerhalb der Indikatoren stehen verschiedene Ausprägungen wie Nationalität, Geschlecht, Altersgruppen, sowie (meist) die zurückliegenden zehn Jahre zur Verfügung. Eine genaue Definition des abgebildeten Indikators, die Daten- und Kartengrundlage und die Datenquelle werden unter der *Indikatorenbeschreibung* (siehe Grafik 1 – Punkt 2) angeboten.

Im Mittelpunkt der Ansicht ist eine *Karte* (siehe Grafik 1 – Punkt 3), die die Verteilung der Indikatorwerte in den Stadtbezirken Münchens (vgl. ebenfalls *Legende*) zeigt. Als räumliche Gliederungsebenen stehen die Stadtbezirke und

Stadtbezirksteile zur Auswahl.
Beim Hinübergleiten des Mauszeigers über die Karte lassen sich die Werte der einzelnen Stadtbezirke bzw. -teile ablesen und durch Klicken auch markieren. Den Blick ein wenig nach unten gerichtet, kann man den ausgewählten Stadtbezirk auch im *Ranking*-Diagramm im Vergleich zu den anderen Stadtbezirken einordnen bzw. sich in der *Zeitreihe* die Entwicklung (meist) ab dem Jahr 2000 darstellen lassen (siehe Grafik 1 – Punkte 4 und 5). Der Indikatorwert für die Gesamtstadt München ist links neben der Karte immer gegenwärtig.
Die Indikatorwerte der einzelnen Stadtbezirke oder Stadtbezirksteile lassen sich auch in einer *Datentabelle einblenden/ ausblenden* (siehe Grafik 1 – Punkt 6). Sowohl die Indikatorwerte, als auch die zur Berechnung herangezogenen Basiswerte sind für alle Stadtbezirke über *Export Zahlentabelle* downloadbar und wegen der CSV-Optimierung zur Weiterverarbeitung geeignet (siehe Grafik 1 – Punkt 7).

Eine kleine Übersicht über die „Fakten und Hintergründe" der Anwendung findet sich in Grafik 3 wieder.

Kurzum: Mit dem Indikatorenatlas können Sie fortan schnell, anschaulich und äußerst flexibel planungs- und steuerungsrelevante Informationen beziehen.

Grafik 3

Der Austausch macht's!

Martin Schlegel, Hagen

Wir von der Redaktion wissen nicht, inwieweit Ihnen „Stadtforschung und Statistik" gefällt. Wir werden aber auch keine Umfrage anstrengen. Denn angesichts der eher kleinen Grundgesamtheit und der üblicherweise bescheidenen Rücklaufquote sind die Verzerrungen erheblich. Was nutzt es auch, wenn herauskommt: „Tolle Zeitschrift" oder „Verbesserungsfähiges Blatt" oder gar „Dummes Geschreibsel"? Jedes dieser Urteile wäre zu allgemein, keines handlungsbeeinflussend.
Also fragen wir nicht, was Sie von „Stadtforschung und Statistik" halten, sondern fragen Sie: „Wollen Sie nicht mitmachen, die Qualität zu steigern?" „Wie denn?" fragen Sie zurück. „Indem Sie einen Artikel verfassen," lautet die Antwort. Stellen Sie Ihr Wissen anderen zur Verfügung; berichten Sie über ein Projekt, an dem Sie gerade arbeiten. Denn vergessen Sie nie: Was für Sie mittlerweile normal ist, ist für manch einen anderen Neuland.

Mehr Sicherheit bei der Datenübermittlung

Eine kurze Geschichte der Schlüssel

Johannes Buchmann, Alex Wiesmaier, Darmstadt

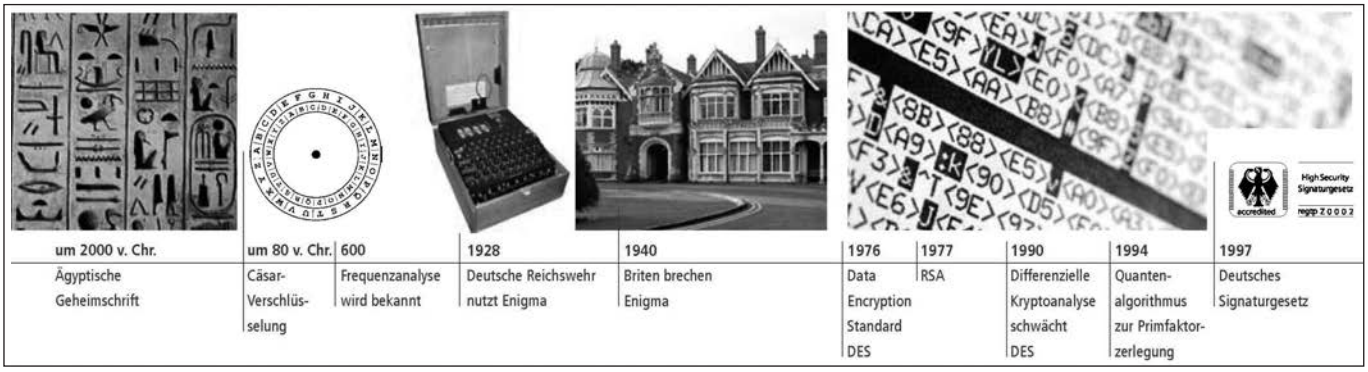
Erstabdruck in „360° – Fachmagazin für das Management im öffentlichen Sektor", Ausgabe 17/2010, Die Redaktion dankt dem Herausgeber Deutsche PostAG für die Abdruckrechte.

Wer eine verschlüsselte Nachricht lesen will, braucht den Schlüssel dazu. Verschlüsselungsverfahren im Internet müssen aber nicht nur sicher, sondern auch massentauglich sein, weil Millionen von Menschen, die sich oftmals nicht kennen, verschlüsselt kommunizieren wollen. Das Public-Key-Verfahren ermöglicht Internetnutzern heute eine komfortable und leicht handhabbare Verschlüsselung. Mindestens ebenso große Bedeutung wie die Vertraulichkeit elektronischer Kommunikation hat die Authentizität der Nachrichten, die man durch elektronische Signaturen erreicht.

Wie kann Vertraulichkeit in einer digitalen Welt erreicht werden? Ganz einfach: wenn Informationen sicher verschlüsselt werden. Klingt banal, ist es aber keinesfalls. Eine Verschlüsselungsmethode, die schon Cäsar benutzte, besteht darin, jeden Buchstaben in einem Text durch einen anderen zu ersetzen. Man kann zum Beispiel Buchstaben immer durch die übernächsten Buchstaben im Alphabet ersetzen. Dann würde aus dem Klartext „fein" der Schlüsseltext „hgkp". Das sieht zwar ziemlich geheimnisvoll aus, ist aber leicht zu knacken. Man muss nur wissen, dass „e" der häufigste Buchstabe der deutschen Sprache ist. Dann sucht man den häufigsten Buchstaben im Schlüsseltext und weiß: Das war vorher „e". Genauso findet man die Bedeutung der anderen Buchstaben. Einen solchen Angriff nennt man Frequenzanalyse. Das hört sich einfach an, war aber Cäsar offenbar nicht bekannt. Damit ist ein Prinzip der Verschlüsselungslehre schon beschrieben. Ein Kryptologe erfindet ein Verschlüsselungsverfahren. Ein Kryptoanalytiker bricht das Verfahren. Ein neues Verschlüsselungsverfahren wird entwickelt, das den Angriff berücksichtigt. Ein Katz-und-Maus-Spiel. Kryptologen und Kryptoanalytiker werden dabei immer raffinierter.

1976 führte die US-Regierung den Data Encryption Standard DES als offizielle Verschlüsselungstechnologie ein. DES basierte auf 56-Bit-Schlüsseln – für den damaligen Stand der Computertechnik eine ungeheure Hürde.

Nur 14 Jahre später entwickelten die israelischen Kryptologieexperten Eli Biham und Adi Shamir eine funktionierende, wenn auch umständliche Angriffstechnik auf den DES-Standard: die differenzielle Kryptoanalyse. Wirklich unsicher wurde DES aber 1998, als der Spezialcomputer DeepCrack einen geheimen DES-Schlüssel durch Ausprobieren in 56 Stunden finden konnte. Die Erkenntnis: Der 56-Bit-Schlüssel war einfach zu kurz. Das war das Aus für DES. Der Nachfolger, der Advanced Encryption Standard AES, wurde im Jahr 2000 standardisiert. Er gilt als sicher gegen differenzielle Kryptoanalyse. Andere Beispiele moderner Verschlüsselungsverfahren sind Twofish und Serpent. Am besten wäre es natürlich, wenn man Ver-



schlüsselungsverfahren hätte, deren Sicherheit garantiert ist, zum Beispiel durch einen mathematischen Beweis. Es gibt ein einziges solches Verfahren – das ist leider völlig unpraktisch.

Wenn eine E-Mail mit AES verschlüsselt werden soll, müssen Sender und Empfänger vorher einen geheimen Schlüssel austauschen. Da sie sich aber vielleicht vorher noch nie getroffen haben und das Internet unsicher ist, ist das nicht so einfach. Würden nämlich alle gut 1,7 Milliarden Internetteilnehmer weltweit prophylaktisch einen geheimen Schlüssel austauschen, wären das rund 1,5 Trillionen Schlüsseltransaktionen. Das ist nicht zu organisieren.

Public-Key-Verschlüsselung

Das Schlüsselverteilungsproblem wurde in den 70er Jahren durch Erfindung der Public-Key-Verschlüsselung gelöst. Hierzu ein kurzes Beispiel: Herr Schmitz möchte mit anderen Internetnutzern verschlüsselt kommunizieren. Dazu benutzt er sein eigenes Schlüsselpaar. Es besteht aus einem öffentlichen Schlüssel, der zusammen mit den öffentlichen Schlüsseln vieler anderer auf einer Webseite steht, und einem privaten Schlüssel. Seinen privaten Schlüssel kann Herr Schmitz benutzen, um Nachrichten, die mit seinem öffentlichen Schlüssel verschlüsselt worden sind, wieder lesbar zu machen. Seinen privaten Schlüssel hält Herr Schmitz geheim, zum Beispiel auf einer Chipkarte. Eines Tages lernt Herr Schmitz über eine Dating-Agentur Frau Müller kennen. Er möchte ihr per E-Mail viele, sehr persönliche Dinge von sich schreiben. Er will aber nicht, dass andere seine E-Mails lesen können. Also besorgt er sich den öffentlichen Schlüssel von Frau Müller von der Webseite und verschlüsselt seine Liebesmail damit. Frau Müller kann sie mit ihrem privaten Schlüssel lesen. Ihre Antwort verschlüsselt sie mit dem öffentlichen Schlüssel von Herrn Schmitz. Das Wichtige ist: Beide kannten sich vorher nicht, und als sie miteinander vertraulich kommunizieren wollten, brauchten sie keine Schlüssel auszutauschen.

um 2000 v. Chr.	Ägyptische Geheimschrift
um 80 v. Chr.	Cäsar Verschlüsselung
600	Frequenzanalyse wird bekannt
1928	Deutsche Reichswehr nutzt Enigma
1940	Briten brechen Enigma
1976	Data Encryption Standard DES
1977	RSA
1990	Differenzielle Kryptoanalyse schwächt DES
1994	Quantenalgorithmus zur Primfaktorzerlegung
1997	Deutsches Signaturgesetz
1998	Deep-Crack bricht DES
2000	Advanced Encryption Standard AES
2001	Experimenteller Quantencomputer faktorisiert 15
2009	Faktorisierung einer Zahl mit 232 Dezimalstellen

RSA-Verfahren

Das älteste, bekannteste und bis heute meistverwendete Public-Key-Verfahren stammt aus dem Jahr 1977 und heißt RSA nach seinen Erfindern Rivest, Shamir und Adleman, die dafür 2002 den Turing-Award, den „Nobelpreis der Informatik", erhielten. Es wird heute bei fast jeder elektronischen Banktransaktion verwendet. Vertraulichkeit ist nicht das einzige und wahrscheinlich nicht einmal das wichtigste Schutzziel in der elektronischen Kommunikation. Mindestens ebenso große Bedeutung hat die Authentizität: Wenn die Milliarden Benutzer von Microsoft-Betriebssystemen ein Update bekommen, möchten sie sicher sein, dass es authentisch ist, also wirklich von Microsoft kommt und nicht eine bösartige Software ist, die die Festplatte löscht. Microsoft garantiert das mit einer elektronischen Signatur. Die berechnet Microsoft mit Hilfe eines privaten Schlüssels. Jeder Microsoft-Rechner kennt den dazu passenden öffentlichen Schlüssel und verifiziert die Signatur damit. Ohne elektronische Signaturen wäre es viel zu gefährlich, Computer mit dem Internet zu verbinden. Hacker finden nämlich immer wieder Angriffsmöglichkeiten. Die müssen durch Updates repariert werden und die Updates müssen daher unbedingt authentisch sein. Das gilt nicht nur für Betriebssysteme, sondern für die ganze Palette der Anwendungssoftware.

Elektronische Signatur

Elektronische Signaturen finden noch viel weitreichendere Anwendung. Gibt ein Unternehmen eine elektronische Steuererklärung ab und stellt sich Jahre später heraus, dass diese Erklärung betrügerisch war, muss das gerichtlich beweisbar sein. Darum muss das Unternehmen elektronische Steuererklärungen elektronisch signieren. Mit dem öffentlichen Schlüssel kann eine Richterin jederzeit die elektronische Unterschrift verifizieren und sich davon überzeugen, dass das Unternehmen tatsächlich diese Erklärung abgegeben hat. Das Unternehmen kann die Erklärung später nicht mehr abstreiten. Ohne Signatur könnte das Unternehmen behaupten, das Finanzamt habe die Erklärung nachträglich manipuliert. Die Nichtabstreitbarkeit spielt auch in vielen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens eine wichtige Rolle. Darum existiert in Deutschland wie in vielen an-

Authentizität

deren Ländern ein Signaturgesetz, das die Verwendung von elektronischen Signaturen regelt. Das bekannteste und am weitesten verbreitete elektronische Signaturverfahren stammt auch von Rivest, Shamir und Adleman aus dem Jahr 1977 und heißt RSA-Signaturverfahren. Aber auch in diesem Bereich sind elliptische Kurven auf dem Vormarsch. Sie erlauben die Verwendung von viel kleineren Schlüsseln und werden zum Beispiel auf dem deutschen elektronischen Reisepass und auf dem zukünftigen elektronischen Personalausweis verwendet.

Die RSA-Verfahren beziehen ihre Sicherheit aus der Schwierigkeit eines alten mathematischen Problems: der Zerlegung von Zahlen in ihre Primfaktoren. Es ist zwar leicht, die Zerlegung 6 = 2 x 3 zu bestimmen. Aber herauszufinden, dass 54.991 = 127 x 433 ist und dass die beiden Faktoren Primzahlen sind, ist schon deutlich schwieriger. Versuchen Sie es einmal mit 75.151 *(Lösung: 75.151 ist das Produkt der beiden Primzahlen 223 und 337)*. Heute ist die Faktorisierung von Zahlen mit 300 oder mehr Dezimalstellen völlig unmöglich.

Ist RSA darum sicher?

Jetzt ja, aber später? Es ist bis jetzt nicht bewiesen, dass Primfaktorzerlegung immer schwierig bleibt. Kryptografen überall auf der Welt suchen daher nach neuen Verfahren mit wirklichen Sicherheitsgarantien. Sie tun das in Kooperation mit Quantenphysikern, die RSA unsicher machen würden, wenn sie große Quantencomputer bauen könnten. Quantenphysiker haben aber auch Ideen für kryptografische Verfahren, die sicher bleiben, solange die Gesetze der Quantenmechanik gelten. Und an die glauben die meisten.

Links und weiterführende Informationen

www.cased.de – Center for Advanced Security Research Darmstadt

Johannes Buchmann: Introduction to Cryptography, Springer, Berlin

Über Statistik:
Manche finden Statistik eckig und kantig. Aber sie kann auch eine runde Sache sein: Als Strichliste auf dem Bierdeckel.

Viel Geld

Martin Schlegel, Hagen

Berlin, Unter den Linden/ Ecke Friedrichstraße: Ein Autosalon in nobelster Lage.

Ich gehe rein und wende mich an die Information. „Meine Frage haben Sie schon hundertmal beantwortet." „1,4 Millionen Euro", offenbart mir sofort ein sehr freundlicher Mann, „so, wie er da steht. Extras kommen natürlich extra, aber es ist eigentlich schon alles drin."

Viel Geld für ein einziges Auto. Legt der Wagen im Laufe seines Lebens 1 400 000 km zurück, ist jeder gefahrene km mit 1 Euro Wertverlust belastet. Aber 1,4 Mill. km? Das schafft kein Auto. Ein Zehntel davon wären realistischer, einfach schon, weil man neben dem Bugatti-Zweisitzer noch einen Zweit- oder Drittwagen hat. Die Familie will ja auch mal mit. Bei 140 000 km Laufleistung liegen auf jedem Kilometer 10 Euro!

Doch mit 10 Euro ist es pro Kilometer nicht getan. Steuern und Versicherungen fallen an, hin und wieder ein Satz Reifen. Das Auto will repariert (ein Kleinserienmodell häufiger als ein ausgereiftes Massenprodukt) und gewaschen werden. Es braucht Sprit – innerorts über 40 Liter auf 100 km! Kosten über Kosten; dieser Bugatti hat nichts Funktionales mehr, ist reiner Protz.

Betrachten wir den Millionen-Flitzer doch mal aus einer ganz anderen Perspektive: Was halten Sie eigentlich von der Reichensteuer?

Übrigens: Der VW-Konzern, zu dem Bugatti gehört, baut diesen Wagen, um die eigene Technikfähigkeit zu demonstrieren. Gewinne werden nicht erwartet. So finanziert der Golf-Käufer den Bugatti-Fahrer. Umverteilung kannte ich anders.

Mit Oracle alles in einem – Geodatenserver & Fachdatenbank

Wunderwerk Oracle?

Heike Püttmann, München

Statt (räumliche) Auswertungen an Einzelplatzrechnern mit unübersichtlicher Dateiablage zu realisieren, bietet eine zentrale Datenhaltung – ob in einem großen Data Warehouse oder in einer kleinen Fachdatenbank – viele Vorteile. Ein besonderer Mehrwert entsteht insbesondere dann, wenn neben den Standardanalysefunktionen der Datenbank auch die räumlichen Analysefunktionen genutzt werden. Eine Übersicht, welche Wege möglich sind, Sach- und Geodaten in eine Oracle-Datenbank zu importieren und auszuwerten, stellt dieser Artikel zusammen.

Technische Voraussetzungen

Schon mit freier bzw. Open Source-Software können vielerlei Aufgabenstellungen rund um die räumliche Datenanalyse – unter Windows wie unter Linux – erledigt werden. Für typische Aufgabenstellungen brauchbare Software listet Tabelle 1 auf.

Datenbankrechte

In der Datenbank müssen ein oder mehrere Nutzer verfügbar sein, welche die Systemrechte CREATE SESSION / TABLE / INDEX / MATERIALIZED VIEW besitzen. Welche Oracle-Datenbank verwendet wird, ist egal. Alle Oracle-Datenbankversionen verfügen über Spatial-Basisfunktionalitäten, genannt Locator. Funktionalitäten der kostenpflichtigen Datenbankoption Spatial für die Enterprise Edition der Datenbank werden nicht in diesem Artikel angesprochen [1]. Ist die verwendete Oracle-Datenbank nicht lokal installiert, muss am jeweiligen PC ggf. noch ein Oracle Client für die Kommunikation über das Netzwerk installiert werden (lizenziert über Datenbank; ggf. ist eine Portfreischaltung erforderlich).

gvSIG-Konfiguration

Im GIS gvSIG [2] muss zunächst einmalig der OJDBC14.jar-Treiber für den Zugriff auf Oracle-Datenbanken eingerichtet werden. Das Vorgehen dazu ist der Programmdokumentation zu entnehmen. Als nächstes können schon vor Beginn der Arbeiten alle erforderlichen Datenbankverbindungen zur Oracle-Datenbank angelegt werden. Über den Menüpunkt „Anzeige" und weiter mit „DB-Verwaltung" bzw. der Tastenkombination <ALT> + <J> erscheint das Konfigurationsfenster, in dem mit dem Button <Hinzufügen> ein Unterfenster erscheint, indem zunächst im Drop-Down-Menü „Treiber" der „Oracle Spatial Database Driver" ausgewählt wird. Dann müssen der Verbindungsname, die Server-Adresse (IP-Adresse oder Domänenname), die Port-Nummer, der Datenbankname (SID der DB) sowie der Benutzer und dessen Passwort angegeben werden.

Zentrale Datenhaltung

Die Verbindungskonfigurationseinstellungen für den SQL Developer [3] lauten gleich, zzgl. der Angaben Rolle = „Standard" und Verbindungstyp = „Einfach". Im Programmunterfenster „Verbindungen" kann dort über das „+"-Icon bzw. dem Kontextmenü der rechten Maustaste eine neue Verbindung angelegt werden.

SQL-Developer

Tab. 1 : Software

Software	Frei bzw. Open Source	Lizenz- bzw. Kostenpflichtige Alternative
Tabellenkalkulation	OpenOffice CALC*) KOffice (nur Linux)	Microsoft Excel (nur Windows)
Geographisches Informationssystem (GIS)	gvSIG*) QGIS Spatial Commander	ESRI Arc GIS
Oracle Datenbank	XE*) (enthält auch SQL Plus)	Standard Edition Enterprise Edition
Datenbankfrontend	SQL Developer*)	Quest Software TOAD for Oracle
Beispiele dieses Artikels verwendet.		

Begriffs-definitionen

ESRI-Shape
Das SHAPE-Geodatenformat ist ein proprietäres Dateiformat der Fa. ESRI. Es besteht mindestens aus drei Dateien: einer DBF-, einer SHX- und einer SHP-Datei zur Darstellung räumlicher Vektordaten. Je Shape kann nur ein Geodatentyp (Punkt, Linie oder Polygon) gespeichert werden. Über die Jahre wurde dieses Format zum Standard für die Datenübergabe von Geoinformationen und kann von fast allen GIS gelesen werden. Wird ein Shape in die Datenbank eingelesen, werden die Daten dort in einer Datenbanktabelle gespeichert.

Oracle Locator

Oracle SDO_GEOMETRY
In Oracle-Datenbanken werden Geodaten in einer Spalte vom Typ (Geo)Daten – eigentlich Objekttyp – SDO_GEOMETRY gespeichert. Dieser Spaltentyp kann neben den Sachdatenspalten in Tabellen oder materialized views verwendet werden. Auf den Spalten vom Typ SDO_GEOMETRY muss für die Anwendung von räumlichen Operatoren ein räumlicher Index (Indextyp „spatial") erstellt werden. Ferner benötigt die Geodatentabelle noch eine weitere Spalte mit einem eindeutigen Schlüssel (unique key). Schließlich muss noch in die Tabelle USER_SDO_GEOM_METADATA ein Eintrag geschrieben werden, welcher die Dimensionen, äußere Grenzen und Toleranzen der Dimensionen der SDO_GEOMETRY-Spalte der Geodatentabelle beschreibt.

Geokodierung
Eine Geokodierung von Sachdaten kann „koordinatenfrei" durch die Verknüpfung von Sach- und Geodaten über ein gemeinsames Sachmerkmal (z.B. Name der Raumeinheit) erfolgen. Wichtig ist hier der gleiche Zeitbezug der beiden Datenquellen, da es bei größeren zeitlichen Abweichungen vermehrt nicht zuordbare Daten geben wird, z.B. durch Änderungen beim Verknüpfungsmerkmal. Räumlich höher auflösende Auswertungen als die verwendeten Geodaten sind bei derart verknüpften Daten nicht möglich.
Sind die Sachdaten durch Koordinaten oder Flächenbezüge georeferenziert, können vielfältige räumliche Analysen durchgeführt werden. Die von Oracle Locator gebotenen räumlichen Analysemöglichkeiten beinhalten die wichtigsten räumlichen Abfrageoperatoren, Aggregatfunktionen sowie räumliche Funktionen [4] für Abfragen in der Datenbank.

Daten in die Datenbank importieren

Sach- und Geodaten können auf verschiedensten Wegen in die Datenbank importiert werden. Einige davon sollen im weiteren vorgestellt werden.

Hilfen für Einsteiger

Einsteiger können bei der Autorin (heike.puettmann@muenchen.de) eine Zusammenstellung für Kommandozeilenbefehle anfordern. Die darin enthaltenen Beispiele zeigen den Umgang mit den im Text angesprochenen Werkzeugen SQL Loader, IMP, EXP sowie einige SQL-Befehle anhand konkreter Fragestellungen.

SQL Loader
Der SQL Loader [5] bietet die Möglichkeit Daten aus ASCII-Textdateien zu importieren. Das Werkzeug ist ein Kommandozeilenprogramm auf Betriebssystem-Ebene und erfordert mindestens eine Steuerdatei (CTL-Datei). In der Steuerdatei ist definiert, wie die Quelldatei zu lesen ist und in welches Ziel, i.e. Datenbanktabelle, die Daten geschrieben werden sollen. Eine SQL Loader-Ausführung wird neben der Bildschirmausgabe auch in einer LOG-Datei protokolliert. Fehlerhafte oder wegen Regelverletzungen abgelehnte Datensätze werden separat protokolliert (BAD- bzw. DIS-Datei).
Liegen Daten in Microsoft Excel oder OpenOffice Calc vor, sind die Daten von dort aus als TXT- (feste Breite) oder CSV-Datei (mit Feldtrenner) zu speichern. Für den letzteren Fall empfehlen sich die Einstellungen Trennzeichen ‚;', Texttrenner ‚", sowie Zellinhalte ‚wie angezeigt'. Bei Plattform-übergreifenden Arbeiten ist auch der Zeichensatz wichtig zu merken.

IMP
Für die offline-Übertragung von Datenbankinhalten zwischen zwei Datenbanken, kann mit dem Export-Werkzeug EXP [5] auf Betriebssystemebene ein binärer Dump erstellt werden. Diese enthält neben Objektdefinitionen, wie Tabellen, auch Tabelleninhalte und verknüpfte Objekte (Indexe, Kommentare und erteilte Rechte). Mit IMP [ebenda] können die Inhalte der Dump-Datei wieder in eine Datenbank gelesen werden. Im Gegensatz zur interaktiven Parameterübergabe ermöglicht eine Ausführung mit Kommandozeilenparameter eine automatisierte Ausführung.

SQL
Daten können aber auch interaktiv oder mit einem Skript mittels SQL-Befehlen (standard

query language) in die Datenbank geschrieben werden [6]. Ist die Zieltabelle noch nicht in der Datenbank vorhanden, muss diese zunächst angelegt werden. Dann können Datensätze eingefügt werden – dies gilt auch für den zuvor beschriebenen SQL Loader. Eine weitere Variante ist, eine Tabelleninhalte aus einer anderen Datenbank, über einen Datenbanklink (online) einzulesen.

SQL Developer
Auch Datenbankfrontends wie der SQL Developer bieten Importmöglichkeiten. Im Kontextmenü von „Tabellen" können über den Menüpunkt „Daten importieren" Microsoft Excel oder Textdateien (Trennzeichen-getrennt oder feste Feldbreite) in vier Schritten importiert werden.

Nacharbeiten
Sofern Geodaten samt räumlichen Index nicht schon im Dump enthalten waren, sind für diese und alle anderen vorgenannten Importvarianten noch Nacharbeiten erforderlich, wenn eine Geodatenspalte nutzbar gemacht werden soll. So ist zunächst ein räumlicher Index auf die SDO_GEOMETRY-Spalte zu erstellen, dann der Eintrag in USER_SDO_GEOM_METADATA vorzunehmen.

gvSIG
Mit der GIS-Anwendung gvSIG können Geodaten auch direkt in das Datenbankschema des angemeldeten Benutzers geschrieben werden. Dazu ist zunächst in einer Ansicht die in die Datenbank zu importierende Shape-Datei zu laden. Nach aktiveren des Layers kann unter dem Menüpunkt „Layer" mit „Exportieren nach..." und Wahl von „Oracle Spatial" (Treiber muss zuvor installiert worden sein!) die Datenbank als Ziel ausgewählt werden. Es ist dann lediglich noch der Name der Zieltabelle anzugeben. Ist schon eine Tabelle mit diesem Namen vorhanden, wird die bestehende gelöscht und eine neue angelegt und mit den Daten der Shape-Datei befüllt.

Werkzeug	Typ	Automatisierbar?
SQL Loader	Kommandozeilenprogramm	ja
Import binärer Export-Dump-Dateien	Kommandozeilenprogramm	ja
SQL Plus	Kommandozeilenprogramm	ja
gvSIG	Graphische Benutzerschnittstelle	nein
SQL Developer	Graphische Benutzerschnittstelle	nein
shp2sdo.exe	Kommandozeilenprogramm	ja

Tab. 2: Einsatzbereiche der vorgestellten Software

shp2sdo
Auf der Kommandozeile des Betriebssystems kann das Programm shp2sdo [7] Shape-Dateien mit dem Ergebnis aufbereiten, dass zwei Dateien entstehen: eine SQL-Datei für die Erstellung der Zieltabelle sowie einer CTL-Datei für einen Ladelauf mit dem SQL Loader in die Zieltabelle. Hierbei sind die Daten in der CTL-Datei enthalten.
Da das Programm schon sehr alt ist, sich in den neueren Datenbankversionen aber mittlerweile Änderungen im Objekttyp SDO_GEOMETRY ergeben haben, sind noch zwei Nachbearbeitungsschritte erforderlich: zum einen muss der Index auf die SDO_GEOMETRY-Spalte auf eine höhere Version migriert und abschließend der Index neu aufgebaut werden.

Je nach Aufgabenstellung – sporadische vs. regelmäßige Auswertungen/ Datenaufbereitung – ist es u.U. wünschenswert, die Arbeitsabfolgen zu automatisieren. Möglich ist dies nur, wenn Kommandozeilenprogramme verwendet werden (siehe Tabelle 2). In Skripten können dann die Arbeitsabfolgen zusammengestellt werden.

Ferner gibt es noch weitere Importmöglichkeiten wie Oracle Data Pump, online-Eingabemaske, etc., welche in diesem Artikel nicht erläutert werden.

Oracle Data Pump

Auswertungen

Ad hoc-Auswertungen – nur bezogen auf die Sachdaten oder räumlich – erfolgen in der Datenbank per SQL-select, z.B. mit dem SQL Developer. Das Ergebnis ist eine unformatierte Tabellenausgabe im Format des jeweils verwendeten Datenbankfrontends.
Wird das Abfrageergebnis z.B. für die kartographische Darstellung benötigt, schreibt man das SQL-select in einem materialized view in der Datenbank fest. Ändert sich die Datengrundlage in den referenzierten Tabellen, muss das materialized view ggf. manuell aktualisiert werden. Werden keine Geodaten und nur Sachdaten abgefragt und diese Zusammenstellung soll immer verfügbar sein, kann man dies als view in der Datenbank festschreiben. Wenn sich die im SQL-select des views referenzierten Tabellen ändern, schreibt sich dieses immer automatisch fort.
Anwenderfreundlich über die graphische Benutzeroberfläche bietet gvSIG ebenfalls etliche räumliche Analysemöglichkeiten. Über den Menüpunkt Ansicht und weiter „Geopro-

Anwenderfreundliches gvSIG

cess toolbox" öffnet sich in einem neuen Fenster ein Navigationsbaum, in dem man für die jeweilige Aufgabenstellung die entsprechende Geoprozessierung wählt und mit dem Button <Open Geoprocess> bestätigt. In den Folgefenstern werden dann weitere Informationen für die Operation abgefragt. Zuletzt benennt man immer das ouput cover, welches in der derzeitigen gvSIG-Version leider nur als SHAPE in das Dateisystem geschrieben werden kann (späterer Datenimport in die Datenbank wie oben dargestellt). Mit dem Button <OK> wird die Geodatenverarbeitung gestartet. Nach Beendigung des Vorgangs fragt das Programm, ob das Ergebnis ebenfalls in der Ansicht dargestellt werden soll.

Berichte

Soll eine Auswertung druckreif aufbereitet werden, bietet sich ein Tabellenkalkulationsprogramm mit all seinen Formatierungsmöglichkeiten an. Für die einmalige Darstellung der Ergebnisse kann man dazu die Daten aus dem Datenbankfrontend per Kopieren / Einfügen in die Tabellenkalkulation übertragen.

Freie Software

Ist eine wiederholte Berichterstellung mit aktualisierten Daten gewünscht, kann eine dynamische Lösung realisiert werden [8]. Bei Verwendung von OpenOffice muss zunächst der schon weiter oben benannte OJDBC14.jar-Treiber einmalig im Programm angemeldet werden (Extras => Optionen => Abteilung OpenOffice.org => Unterabteilung Java => Button <Class Path> => Button <Archive hinzufügen>). Nach einem kompletten Neustart von OpenOffice richtet man dann die Datenbank-Verbindung ein, wobei der Anmelde-Dialog in OpenOffice mit Datei => Neu => Datenbank geöffnet wird. In 4 Schritten wird die Datenbankverbindung eingerichtet und die neue OpenOffice Datenbank schließlich angemeldet. Geänderte Daten in der Datenbank stehen dann immer automatisch in OpenOffice bereit. Nun kann man z.B. die Pivottabellen-Funktion (Quelle: In OpenOffice angemeldete Datenquelle) nutzen. Setzt man auch noch Grafiken z.B. auf diese Pivottabellen, aktualisiert sich auch diese gleich mit.

Veröffentlichungsreife Karten können mit einem GIS erstellt werden. Im gvSIG wird dazu ein entsprechendes Drucklayout erstellt. Diese bzw. die Definition von weiteren Symbolvorlagen können für die Anwendung einer dienststellenübergreifenden einheitlichen Gestaltungsvorschrift genutzt werden. Durch Verwendung von dynamischen Datenbankinhalten lassen sich die Karten ebenfalls auf Knopfdruck aktualisieren bzw. die Inhalte fortschreiben.

Beachtenswertes

Stolpersteine beim Datenimport bilden oft die verwendeten Zeichensätze. Damit ggf. Umlaute auch richtig in der Datenbank ankommen, muss z.B. ggf. beim SQL Loader der Zeichensatz der Quelldatei mit angegeben werden. Auch die NLS-Einstellungen der Datenbank (siehe view V$NLS_PARAMETERS) müssen beachtet werden. So kann u.U. Punkt statt Komma als Dezimaltrenner definiert sein. Nicht unerwähnt bleiben soll schließlich die Notwendigkeit, dass bei der Kombination mehrerer Geodatenquellen mittels Locator-/Spatial-Funktionalitäten – alle das gleiche Koordinatensystem (SRID) besitzen müssen.

Vorteile zentraler Datenhaltung

Ein großer Vorteil einer zentralen Datenhaltung in einer Datenbank ist, dass auf die Daten gleichzeitig von mehreren Nutzern und unterschiedlichen Programmen zugegriffen werden kann. Die Zugriffsteuerung, z.B. zur Wahrung von Lizenzrechten, kann alleinig mit sehr einfachen Datenbankmitteln realisiert werden. Ferner kann die Datensicherung ebenfalls zentral gesteuert werden. Je nach Anspruch müssen allerdings mehr oder weniger ausgedehnte Datenbankkenntnisse aufgebaut werden.

Neben Datenbankkenntnissen ist das Wissen über die Nutzung und die Möglichkeiten von GIS, insbesondere zur Visualisierung der gewonnenen Ergebnisse, als wichtig zu nennen. Beide Bereiche – Datenbank und GIS – können als anspruchsvoll gelten, wobei der Aufbau eigener Kenntnisse in diesen Bereichen die Abhängigkeit von anderen Dienststellen mindert und dadurch auch neue Möglichkeiten geschaffen werden.

Waren früher noch hohe Kosten für die Softwarebeschaffung (Kaufpreis, Lizenzen, Support) anzusetzen, steht heute freie Software zur Verfügung. Diese bietet meist alle erforderlichen Basisfunktionalitäten. Eher bzw. immer noch zu Buche schlagen dabei die Kosten für Geodaten. Einzelfallspezifisch richten sich diese meist nach Art des Publikationsmediums (Print, Web), Auflage und Anzahl von Karten bzw. Nutzeranzahl.

Weitergehende Informationen

[1] Oracle Spatial Oracle Spatial Developer's Guide 11g Release 2 (11.2) http://docs.oracle.com/cd/E11882_01/appdev.112/e11830/toc.htm

[2] gvSIG http://www.gvsig.org

[3] SQL Developer http://www.oracle.com/technetwork/developer-tools/sql-developer/overview/index.html

[4] Gegenüberstellung Oracle Locator – Oracle Spatial-Funktionalitäten Oracle® Spatial Developer's Guide 11g Release 2 (11.2), Teil IV, Kapitel B http://docs.oracle.com/cd/E11882_01/appdev.112/e11830/sdo_locator.htm

[5] SQL Loader, EXP und IMP Oracle® Database Utilities 11g Release 2 (11.2) http://docs.oracle.com/cd/E11882_01/server.112/e22490/toc.htm

[6] SQL Oracle® Database SQL Language Reference 11g Release 2 (11.2) http://docs.oracle.com/cd/E11882_01/server.112/e26088/toc.htm

[7] shp2sdo http://www.oracle.com/technetwork/database/options/spatial/index-093371.html

[8] Püttmann, H: Einfaches Reporting mit OpenOffice Calc. DOAG News Q2-2008.

Über Statistik:
„Die Welt kommt auch ohne Zahlen aus." „Könnte ich bitte Ihre Gehaltsabrechnung sehen?".

Ohne „ä"

Toleranz-Fragen

Martin Schlegel, Hagen

Samstag Abend, die Gäste sind weg, sie wollen nicht so spät zu Hause eintrudeln, haben noch eine ordentliche Fahrt vor sich und sind ja auch nicht mehr die Jüngsten. Zu früh für's Bett. „Stadtforschung und Statistik" ist gestern angekommen, also nehme ich sie zu Hand und blättere. Nun ist Zeit, den oder jenen Beitrag aus Interesse zu lesen, nicht aus der Pflicht des Redakteurs. Hängen bleibe ich bei „Stuttgart – eine tolerante Stadt!?", dem Artikel, dem in der Zweitüberschrift ganz auffällig ein „ä" fehlt. Doch das ist nicht der Grund für mein Interesse, sondern das Begriffspaar Toleranz und Umfrage.

Ich erfahre, dass Deutsche stärker als andere Europäer die Rückführung von Zuwanderern in die Herkunftsländer befürworten – ein Ergebnis der Eurobarometer-Befragung. Toleranz wird anders buchstabiert. Ob diese Erkenntnis die Umfrage ausgelöst hat, verschweigt die Autorin, ist wohl nicht bedeutsam: Stuttgarts Statistiker befragen die Einwohner nach der Einstellung zu Menschen anderer Nationalität, Religion und Kultur.

Die befragten Stuttgarter sagten klar, dass Organisationen zu fördern sind, die Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammen bringen. Drei Viertel äußern sich so. Warum nicht mehr, frage ich mich. Mich würde schon interessieren, was die anderen bewegt hat. Vermuten sie vielleicht, dass es ihr Geld ist, was dann fließt? Aber das ist reine Spekulation.

6% der Stuttgarter empfinden Menschen mit anderer Nationalität, Religion oder Kultur als störend. Wenn nicht abstrakt von „störend" die Rede ist, sondern konkret wird, es um den eigenen Arbeitsplatz geht, sieht das Antwortverhalten anders aus: Jeder fünfte Stuttgarter befürwortet Arbeitseinschränkungen für Zuwanderer und ebenso viele meinen: Bei Arbeitslosigkeit sollen sie in ihre Heimatländer zurückgeschickt werden.

Arbeitseinschränkungen

Der hier aufgegriffene Aspekt ist nur ein kleiner Teil der Stuttgarter Lebensstilbefragung. Interessant ist natürlich auch, in welchen Bevölkerungsgruppen die Toleranz ihren Schwerpunkt hat.

- Menschen mit Migrationshintergrund sind toleranter.
- Jüngere haben eine positivere Einstellung zu Zuwanderern als Ältere.
- Mit höherem Bildungsabschluss steigt die Toleranz.
- Männer und Frauen sind sich einig, haben die gleiche Meinung.

Bildung fördert Toleranz

Wenn Sie detailliertere Ergebnisse wünschen, sollten Sie noch einmal zu Ausgabe 2/2011 greifen.

Das Ende des BIP als Wohlstandsindikator?

Messung des (im-)materiellen Wohlstands in Großstädten

Teil 1: Konzeptionelle Überlegungen

Werner Münzenmaier, Stuttgart

„Wo steht eine Stadt im Reigen anderer Großstädte? Ist der verwendete Indikator wirklich aussagefähig, wenn es um die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage einer Stadt geht?" Ein früherer Beitrag im Rahmen dieser Schriftenreihe hat versucht, Antworten auf diese beiden Fragen zu geben.[1] Vor allem die zweite Frage erfährt durch die aktuelle Debatte über eine sachgerechte und umfassende Messung des materiellen und immateriellen Wohlstands neue Nahrung, insbesondere mit Blick darauf, ob das Bruttoinlandsprodukt (BIP) den Wohlstand einer Gesellschaft ausreichend repräsentiert.[2]

Nebenwirkungen des Wachstums

Wohlstandsindikator BIP

Indikator für materiellen Wohlstand

Das Bruttoinlandsprodukt ist als Indikator für den materiellen Wohlstand allgemein anerkannt: Ein großes Bruttoinlandsprodukt steht für den Reichtum einer Volkswirtschaft. Es bedeutet hohes Einkommen und gute Konsummöglichkeiten, ist Basis für hohe Beschäftigung sowie ausreichendes Steueraufkommen und damit auch für Gestaltungsmöglichkeiten der öffentlichen Hand. Konzeptionelle Einschränkungen wie zum Beispiel das Nichterfassen von Hausarbeit oder ehrenamtlichem Engagement stehen dieser Bedeutung nicht grundsätzlich entgegen.

Ein kräftiges BIP-Wachstum hat aber auch Nebenwirkungen, die – ohne ausreichende Gegenmaßnahmen – den Wohlstand einer Gesellschaft stark einschränken können, so beispielsweise hohe Einkommensdisparitäten, die Ausgrenzung ganzer Gesellschaftsgruppen sowie die Beeinträchtigung der Umwelt.

Umfassenderer Ansatz

Erforderlich ist deshalb eine umfassendere Messung des Wohlstands. Hierzu gibt es zahlreiche Überlegungen und auch schon konkrete Vorstellungen, so etwa das „*Wohlstandsquartett*" des „*Denkwerks Zukunft*", das ist ein Indikatorenset mit vier Indikatoren, die für vier Dimensionen stehen:[3]

- BIP je Einwohner (als Maßzahl für das materielle Wohlstandsniveau): Ökonomische Dimension
- Verteilung der verfügbaren Einkommen an Hand der sogenannten 80/20-Relation (das ist das Verhältnis der Einkommen des oberen Fünftels zu den Einkommen des unteren Fünftels einer Gemeinschaft): Sozio-ökonomische Dimension
- Gesellschaftliche Ausgrenzungsquote (das ist der Teil einer Gemeinschaft, der sich von der Gesellschaft ausgegrenzt fühlt): Gesellschaftliche Dimension
- Ökologischer Fußabdruck im Verhältnis zur globalen Biokapazität (dies ist ein Nachhaltigkeitsmaß, das die biologisch produktiven Land- und Wasserflächen misst, die zur Produktion konsumierbarer Güter und Dienste bzw. zur Absorption der dabei anfallenden Reststoffe benötigt werden und das ins Verhältnis zur globalen Biokapazität gesetzt wird): Natur- und Ressourcenverbrauch, ökologische Dimension.

Die Ergebnisse des Wohlstandsquartetts zeigen für Deutschland eine überdurchschnittlich hohe *Wirtschaftskraft* (BIP je Einwohner), dagegen eine im internationalen Vergleich problematische *Einkommensverteilung*, gerade auch mit Blick auf die Entwicklung in den letzten Jahren. Umso erstaunlicher ist, dass das Gefühl *gesellschaftlicher Ausgrenzung* in Deutschland unterdurchschnittlich ausgeprägt ist. Der *Einsatz natürlicher Ressourcen* in Deutschland ist zwar hoch und kann insoweit zu einer Belastung künftigen Wirtschaftens und Lebens werden, er ist aber überdurchschnittlich effizient.

Bewertung der Ansätze

Nachfolgend wird untersucht, inwieweit diese (oder ähnliche) Indikatoren zur Messung des Wohlstands in Großstädten verwendet werden können, konkret für die 15 größten Städte Deutschlands mit jeweils mehr als 500 000 Einwohnern. Bezüglich der genannten Indikatoren des Denkwerks Zukunft müssen für Städte aus Konzeptions- und Datengründen zum Teil erhebliche Änderungen vorgenommen werden:

BIP je Einwohner:

Der Bezug des produktionsortbezogenen BIP auf die wohnortbezogene Bevölkerung ergibt für Städte mit Zentralitätsfunktion ein schiefes Bild, und zwar vor allem wegen dort hoher Nettoeinpendlersalden, die zudem in den Städten unterschiedlich stark ausfallen. Deshalb werden hier drei andere Größen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen einbezogen, die vom Arbeitskreis „Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen der Länder" für Stadt- und Landkreise zur Verfügung gestellt werden:[4]

- BIP je Erwerbstätigen (Wirtschaftskraft, Arbeitsproduktivität)
- Primäreinkommen je Einwohner (Bruttoerwerbs- und -vermögenseinkommen)
- Verfügbares Einkommen je Einwohner (Nettoeinkommen, Kaufkraft)

Einkommensverteilung 80/20-Relation:

Das „Denkwerk Zukunft" verwendet Daten von EU-SILC, einer europaweiten Erhebung, die jedoch keine repräsentativen Ergebnisse für Großstädte erlaubt. Deshalb werden Ergebnisse des Mikrozensus herangezogen, und zwar die sogenannten bedarfsgewichteten Nettoäquivalenzeinkommen.[5] Mit dem Bedarfsgewicht der privaten Haushalte (Bedarfsgewicht des ersten Erwachsenen: 1,0; des zweiten und jedes weiteren Erwachsenen: 0,5; jedes Kindes: 0,3) wird berücksichtigt, dass in einem gemeinsamen Haushalt durch gemeinsam genutzte Güter oder gemeinsam bezogene Dienstleistungen Kosten eingespart werden können. Die hieraus errechneten Nettoäquivalenzeinkommen je Einpersonenhaushalt werden dann in aufsteigender Reihenfolge geordnet. Die Armutsgefährdungsschwelle wird bei 60 % eines Medianwerts festgelegt. Die Armutsgefährdungsquote bezeichnet den Anteil der Haushalte, deren Nettoäquivalenzeinkommen unter diesem Schwellenwert liegt.

Die Schwelle betrug 2009 für *alle Haushalte in Deutschland* 801 Euro pro Person. Der korrekte Median zur Bestimmung von Einkommensdisparitäten in Großstädten ist der Median der jeweiligen Stadt, woraus dann die Armutsgefährdungsschwelle dieser Stadt ermittelt wird. Interessant ist aber auch die Orientierung am bundesdurchschnittlichen Median.

Gesellschaftliche Ausgrenzung:

Niedrige Pro-Kopf-Einkommen bzw. hohe Einkommensdisparitäten können ein Grund für die Unzufriedenheit des großen Teils einer Gesellschaft sein; diese Unzufriedenheit kann jedoch kompensiert werden durch intakte zwischenmenschliche Beziehungen oder eine funktionierende gesellschaftliche Einbindung, unterstützt beispielsweise durch Vereine oder ehrenamtliches Engagement. Eine solche subjektive Einschätzung wird vom „Denkwerk Zukunft" aus den Ergebnissen des „Eurobarometer" übernommen; diese Umfrage hat aber nur EU-Mitgliedstaaten im Blick und bietet keine Ergebnisse für Großstädte. Deshalb werden hier Ergebnisse der Urban-Audit-Befragung 2009 verwendet, in die allerdings nur elf der 15 deutschen Großstädte einbezogen sind.[6]

Eurobarometer

Zwei Fragestellungen werden herausgegriffen:

- Ist Armut in Ihrer Stadt ein Problem?
- Sind Ausländer, die in Ihrer Stadt leben, gut integriert?

Schwelle der Armutsgefährdung

Natur- und Ressourcenverbrauch:

Er beeinträchtigt das Ökosystem und mindert den materiellen und immateriellen Wohlstand einer Gesellschaft. Hierzu gibt es vielerlei Indikatoren, das „Denkwerk Zukunft" verwendet den „Ökologischen Fußabdruck" als einen komplexen Ressourcenindikator, für den weltweit Vergleichsdaten zur Verfügung stehen. Verschiedene konzeptionelle Nachteile werden vom Denkwerk Zukunft jedoch nicht verschwiegen.

Für Großstädte ist der „Ökologische Fußabdruck" weder verfügbar noch wirklich sinnvoll. Ein weiteres Problem ist, dass es umfassende, konzeptionell vergleichbare ökologische Daten für Stadt- und Landkreise und damit für Großstädte seitens der amtlichen Statistik nur in begrenztem Umfang gibt. Um so erfreulicher ist es deshalb, dass hierfür Ergebnisse einer umfassenden Studie („German Green City Index 2010") herangezogen werden können, in der die Situation und die Leistungen von zwölf deutschen Städten im Bereich Umwelt- und Klimaschutz

Denkwerk Zukunft

Urban-Audit

ausführlich bewertet und analysiert werden.[7] In die Studie einbezogen sind elf Städte mit mehr als 500 000 Einwohnern, außerdem Mannheim; nicht erfasst sind die Großstädte Düsseldorf, Dresden, Dortmund und Duisburg. Die Erhebung und Auswertung der Daten für die zwölf deutschen Städte sowie für 30 weitere europäische Metropolstädte (einschließlich Berlin als einziger deutscher Stadt) erfolgte grundsätzlich durch unabhängige Analysten der Forschergruppe Economist Intelligence Unit. Zurückgegriffen wird auf offizielle oder öffentlich zugängliche Datenquellen der amtlichen Statistik, von Stadtverwaltungen oder von regionalen Umweltagenturen.

Ergebnisse für 7 Städte

Kommunale Verschuldung: Für ein Indikatorenset von Städten wird hier ein weiterer, fünfter Indikator vorgeschlagen, nämlich die kommunale Verschuldung für Gemeinden einschließlich ihrer rechtlich unselbstständigen Einrichtungen je Kopf der Bevölkerung.[8] Diese Größe ergänzt Fragen nach privatem Reichtum bzw. privater Armut (Einkommen je Einwohner, Wirtschaftskraft, Armutsgefährdung) durch öffentliche Aspekte und steht gleichzeitig für Nachhaltigkeit politischen Handelns bzw. finanzielle Gestaltungsmöglichkeiten einer Stadt.[9] Nicht einbezogen werden die drei Stadtstaaten, weil staatliche und kommunale Verschuldung nicht unterschieden werden können.

Verfügbare Daten

Leider können die hier vorgeschlagenen Indikatoren nicht für alle 15 Großstädte Deutschlands bereitgestellt werden. So lässt die Urban-Audit-Befragung die Städte Hannover, Bremen, Dresden und Duisburg außer Betracht, und im German Green City Index werden die Städte Düsseldorf, Dortmund, Dresden und Duisburg nicht untersucht. Da außerdem die kommunale Verschuldung für die Stadtstaaten nicht separat dargestellt werden kann, können die hier vorgestellten Indikatoren bislang durchgehend nur für die sieben Städte München, Köln, Frankfurt am Main, Stuttgart, Essen, Leipzig und Nürnberg vorgelegt werden. Mit Blick auf die zunehmende Bedeutung solcher Indikatoren auch für regionale Einheiten wäre es begrüßenswert, wenn in die genannte Befragung bzw. Umweltstudie künftig weitere Großstädte einbezogen werden könnten.

Anmerkungen

1) Vgl. Münzenmaier, Werner: Erhebliche Unterschiede deutscher Großstädte bei gesamtwirtschaftlichen Indikatoren – Städteranking mit Ergebnissen der VGR 2003, in: Stadtforschung und Statistik – Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker, Jahrgang 2006, Ausgabe 2, S. 32 – 38.
2) Zur Diskussion in Deutschland vgl. beispielsweise Statistisches Bundesamt (Hrsg): Wohlfahrtsmessung – Beiträge aus Wissenschaft und amtlicher Statistik zum Stiglitz-Sen-Fitoussi-Report, 19. Wissenschaftliches Kolloquium gemeinsam mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft, 11. - 12. Dezember 2010, Wiesbaden (Programmheft); vgl. auch Braakmann, Albert: Zur Wachstums- und Wohlfahrtsmessung – Die Vorschläge der Stiglitz-Sen-Fitoussi-Kommission und der Initiative „BIP und mehr", in: Wirtschaft und Statistik, Jahrgang 2010, Monatsheft 7, S. 609 - 614.
3) Vgl. hierzu und im Folgenden: Wahl, Stefanie /Schulte, Martin / Butzmann, Elias: Das Wohlstandsquartett: Zur Messung des Wohlstands in Deutschland und anderen früh industrialisierten Ländern, herausgegeben vom Denkwerk Zukunft – Stiftung kulturelle Erneuerung, Bonn 2010.
4) Vgl. Arbeitskreis „Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen der Länder" (Hrsg.): Bruttoinlandsprodukt, Bruttowertschöpfung in den kreisfreien Städten und Landkreisen Deutschlands 1992 und 1994 bis 2009. Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen der Länder, Reihe 2, Band 1, Stuttgart 2011; derselbe: Einkommen der privaten Haushalte in den kreisfreien Städten und Landkreisen Deutschlands 1995 bis 2009. Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen der Länder, Reihe 2, Band 3, Stuttgart 2011.
5) Vgl. beispielsweise Krentz, Ariane: Ermittlung der Armutsgefährdungsquoten und Armutsgefährdungsschwellen – Methodische Grundlagen zur Messung von Armut, in: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg, Jahrgang 2011, Monatsheft 1, S. 16/17.
6) Vgl. Schöb, Anke: Stuttgart im europäischen Städtevergleich – Ergebnisse der dritten europäischen Urban Audit-Befragung 2009, in: Statistik und Informationsmanagement, 69. Jahrgang (2010), Monatsheft 11, S. 237 - 272.
7) Vgl. Economist Intelligence Unit: German Green City Index – Analyse der Leistungen zwölf deutscher Großstädte im Bereich Umwelt- und Klimaschutz. Studie im Auftrag der Siemens AG. München 2011. Vgl. auch Münzenmaier, Werner: Ökologische Komponenten eines Wohlstandsindikators für deutsche Großstädte: Der German Green City Index 2010, in: Statistik und Informationsmanagement, 70. Jahrgang (2011), Monatsheft 9, S. 314 – 329.
8) Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Schulden der öffentlichen Haushalte 2009. Fachserie 14, Reihe 4.
9) Zwischenzeitlich hat das Denkwerk Zukunft, dessen „Wohlstandsquartett" Pate bei der hier vorgenommenen Indikatorenauswahl für Großstädte gestanden hat, nicht zuletzt auf Anregung des Autors die Verschuldung der öffentlichen Hand als zusätzlichen Indikator aufgenommen und insoweit das Wohlstandsquartett zu einem „Wohlstandsquintett" ergänzt.

Das Ende des BIP als Wohlstandsindikator?

Messung des (im-)materiellen Wohlstands in Großstädten

Teil 2: Erste Ergebnisse

Werner Münzenmaier, Stuttgart

Im ersten Beitrag wurden Überlegungen für ein Indikatorenset zur Beschreibung des materiellen und immateriellen Wohlstands in Großstädten angestellt. Es richtet sich konzeptionell an dem „Wohlstandsquartett" aus, das das „Denkwerk Zukunft" entwickelt hat und kann grundsätzlich auch mit Daten für Großstädte ausgefüllt werden. In diesem zweiten Beitrag werden hierzu erste Ergebnisse für die aktuell vorliegenden Jahre (meist 2009 bzw. 2010) präsentiert. Die Darstellung in den Schaubildern und Übersichten orientiert sich an den vom „Denkwerk Zukunft" unterschiedenen Dimensionen seines Indikatorensets, die im ersten Beitrag erläutert sind. Nachfolgend werden im Sinne einer Basisanalyse Hinweise zu einer sachgerechten Interpretation Daten für die jeweils betrachteten Städte gegeben[1].

Ökonomische Dimension

Wirtschaftskraft, Einkommensniveau und Kaufkraft einer Stadt lassen sich über die Ergebnisse der Kreisberechnungen des Arbeitskreises «Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen der Länder» darstellen, hier zum aktuellen Berechnungsjahr 2009. Beim produktionsortbezogenen BIP je Erwerbstätigen handelt es sich um einen Indikator für die Wirtschaftskraft einer Stadt.

Niveauunterschiede zwischen den Städten erklären sich zum Einem durch das (Noch-) Zurückbleiben der ostdeutschen Wirtschaft einschließlich einem dort niedrigen Niveau der Löhne und Gehälter, zum Anderen durch strukturbedingte Besonderheiten[2]: Städte mit einem hohen Anteil an Unternehmensdienstleistungen sowie an kapitalintensiven Industriezweigen, wie Energie- und Wasserversorgung, Mineralölverarbeitung, Luft- und Schifffahrt, Automobilherstellung, weisen eine hohe Arbeitsproduktivität auf. Bei den ostdeutschen Städten einschließlich Berlin kommt als Erklärung für eine niedrige Wirtschaftskraft noch ein starkes Gewicht bei personalintensiven Dienstleistungen, wie öffentliche Verwaltung, Erziehung und Unterricht, Gesundheits- und Sozialwesen, sowie beim Baugewerbe hinzu. Diese wohnortbezogene Größe ist ein guter Indikator für den materiellen Wohlstand der in einer Stadt lebenden Menschen.

Die sieben Städte mit der höchsten Wirtschaftskraft (BIP je Erwerbstätigen) liegen – abgesehen von Essen – auch beim Pro-Kopf-Einkommen ganz vorne, allerdings in teilweise abweichender Reihenfolge. Neben konzeptionellen Unterschieden beider VGR-Größen hängt dies vor allem

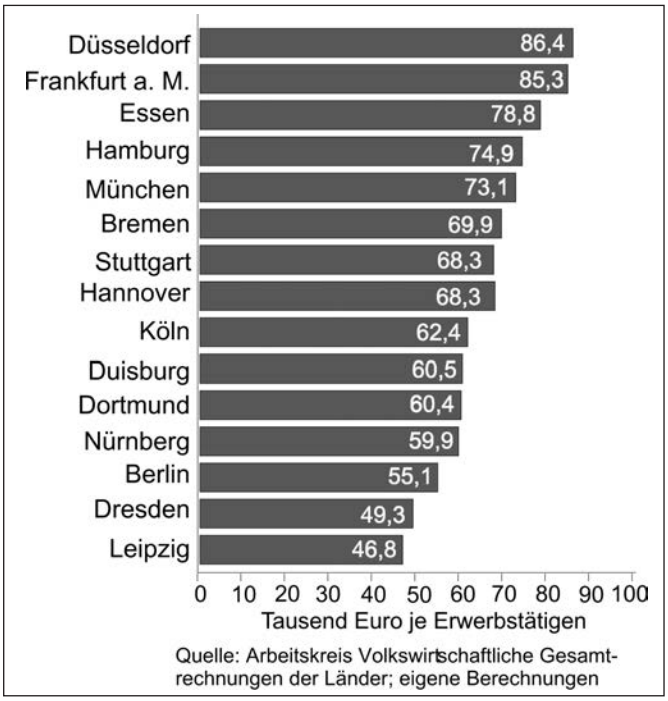


Abb. 1: Bruttoinlandsprodukt je Erweerbstätigen in Städten mit über 500.000 Einwohnern 2009

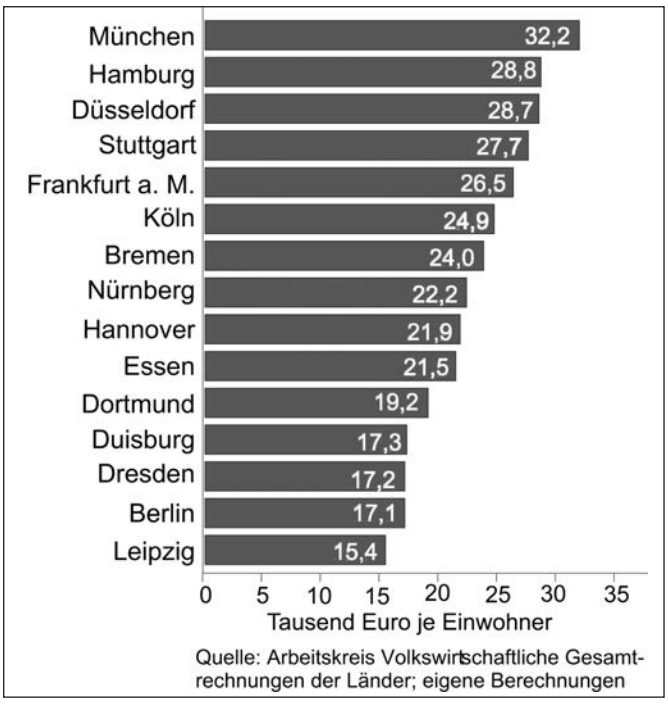


Abb. 2: Primäreinkommen der privaten Haushalte je Einwohner in Städten mit über 500.000 Einwohnern 2009

mit Unterschieden im Berufspendlerverhalten zusammen. Dabei zeichnen sich vor allem München und Hamburg, aber auch Düsseldorf und Köln als Städte aus, die innerhalb ihrer Region als Wohnort für gut verdienende Arbeitnehmer attraktiv sind, während umgekehrt viele Menschen, die in Frankfurt und in Stuttgart arbeiten und dort gut verdienen, in umliegenden Gemeinden wohnen. Ebenso weisen die drei Städte mit der geringsten Wirtschaftskraft auch die geringsten Einkommen auf, wobei Dresden und Berlin die Stadt Duisburg überholen konnten.[3]

Das Verfügbare Einkommen ist aus dem Primäreinkommen je Einwohner abgeleitet, indem zum einen die von den dort lebenden Einwohnern gezahlten direkten Steuern und Sozialabgaben abgezogen, zum anderen deren empfangene Sozialtransfers hinzugesetzt werden.

Die Reihenfolge der Städte beim Verfügbaren Einkommen ist, abgesehen von wenigen Einzelfällen, dem Ranking des Primäreinkommens sehr ähnlich. Auch hier gibt es wieder gewisse Verschiebungen innerhalb der sieben einkommensstärksten und der vier einkommensschwächsten Städte, die sich vor allem durch Unterschiede bei den sozialen Transferleistungen erklären.

Sozio-ökonomische Dimension

Während die Primäreinkommen bzw. Verfügbaren Einkommen je Einwohner interregionale Einkommensunterschiede zwischen den Städten beschreiben, geben Armutsgefährdungsquoten Anhaltspunkte für intraregionale Einkommensdisparitäten innerhalb einer Stadt.

Statistische Basis der Schaubilder 4 und 5 sind Armutsgefährdungsquoten, wie sie vom Mikrozensus über bedarfsgewichtete Nettoäquivalenzeinkommen errechnet werden.[4] Um Aussagen über die Einkommensdisparität innerhalb einer Stadt zu erhalten, ist der Median aus dem Nettoäquivalenzeinkommen der jeweiligen Stadt geeignet (vgl. Schaubild 5). Ein Schwellenwert, berechnet auf Basis von 60 % des Bundesmedians, gibt zusätzlich Hinweise über das Verhältnis zum Bundesdurchschnitt (Schaubild 4). Da insbesondere die Armutsgefährdungsquoten auf Basis des Medians der jeweiligen Stadt über die

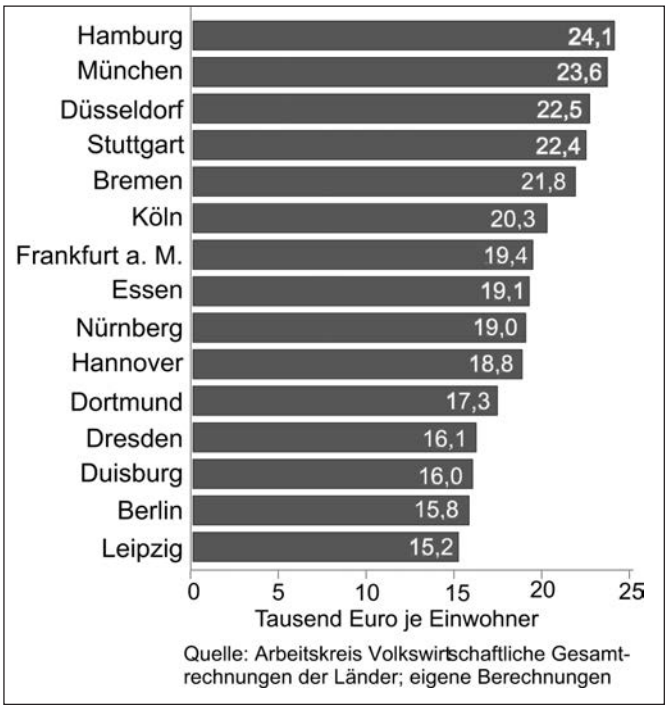


Abb. 3: Verfügbares Einkommen der privaten Haushalte je Einwohner in Städten mit über 500.000 Einwohnern 2009

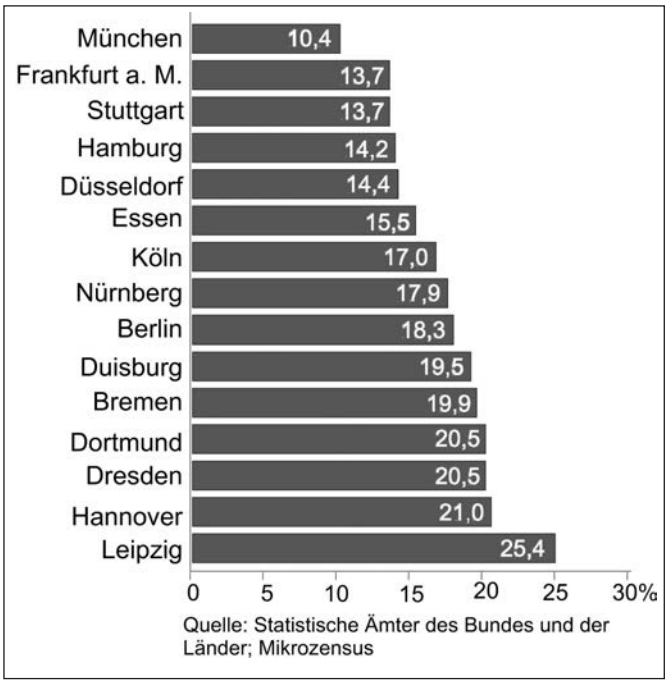


Abb. 4: Armutsgefährdungsquote in Städten mit über 500.000 Einwohnern auf Basis des Bundesmedians im Durchschnitt der Jahre 2005 bis 2009

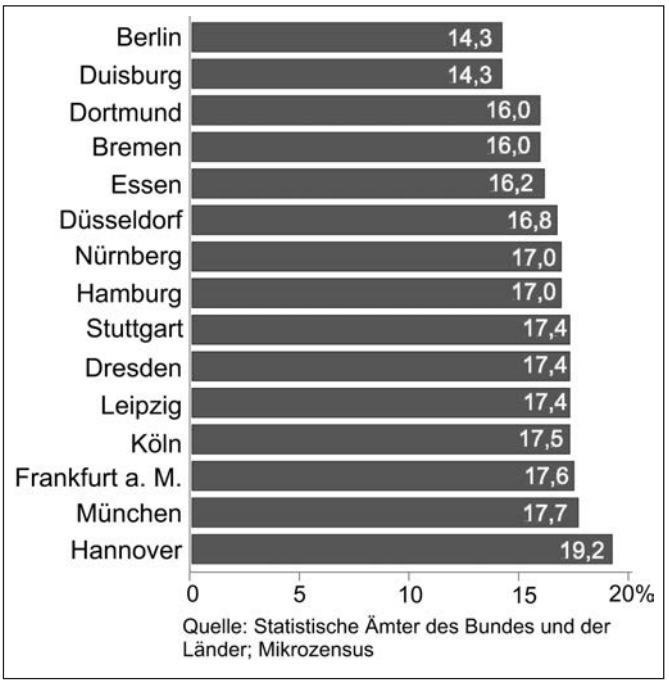


Abb. 5: Armutsgefährdungsquote in Städten mit über 500.000 Einwohnern auf Basis des Bundesmedians der jeweiligen Stadt 2009

einzelnen Jahre hinweg stark schwanken, wurden für die Schaubilder 4 und 5 Durchschnittswerte der Jahre 2005 bis 2009 herangezogen.[5]

Das Ranking der auf Basis des Bundesmedians errechneten Armutsgefährdungsquoten entspricht bei den einkommensstärkeren Städten recht gut demjenigen der Primäreinkommen je Einwohner. Starke Rangverbesserungen im Vergleich zum Pro-Kopf-Einkommen sind dagegen für die einkommensschwächeren Städte Berlin, Dresden und Duisburg festzustellen. Weitere Abweichungen sind zum Teil auf verschiedene konzeptionelle Unterschiede beider Größen zurückzuführen oder durch die unterschiedlichen Zeitbezüge (2009 bzw. Durchschnitt 2005 bis 2009) zu erklären.

Ein komplett anderes Bild zeigt sich bei der Bezugnahme auf den Median der jeweiligen Stadt selbst. Auffallend sind unter anderem niedrige Einkommensdisparitäten in Berlin, Duisburg und auch Dortmund, also gerade in solchen Städten, in denen die Einkommen je Einwohner relativ gering ausfallen, und umgekehrt hohe Einkommensdisparitäten in den beiden einkommensstarken Städten München und Frankfurt. Bemerkenswert ist weiterhin eine große Ausgeglichenheit im unteren Mittelfeld mit Armutsgefährdungsquoten in neun der 15 Städte zwischen 16,8 und 17,7 %. Weitere Erklärungen bieten Unterschiede in den sozio-ökonomischen Strukturen – so fallen Universitätsstädte mit niedrigem Einkommen und niedrigen sozialen Transfers grundsätzlich etwas zurück.[6]

Gesellschaftliche Dimension

Niedrige Einkommen und hohe Einkommensdisparitäten können zu gesellschaftlicher Unzufriedenheit führen und Grund für das Gefühl gesellschaftlicher Ausgrenzung sein. Entsprechende Probleme können ausgeglichen werden durch gute zwischenmenschliche Beziehungen innerhalb der Gesellschaft und gelungene soziale Integration.

Geeignete Indikatoren zur subjektiven Einschätzung solcher Fragen bieten die Ergebnisse der Urban-Audit-Wahrnehmungserhebung (koordinierte Bürgerbefragung zur Lebensqualität in deutschen Städten) zum Jahre 2009, allerdings nur für elf Großstädte.

Abb. 7: Integration von Ausländern in Städten mit über 500.000 Einwohnern 2009 – ohne Bremen, Dresden, Duisburg und Hannover

Abb. 6: Armutsproblem in Städten mit über 500.000 Einwohnern 2009 – ohne Bremen, Dresden, Duisburg und Hannover

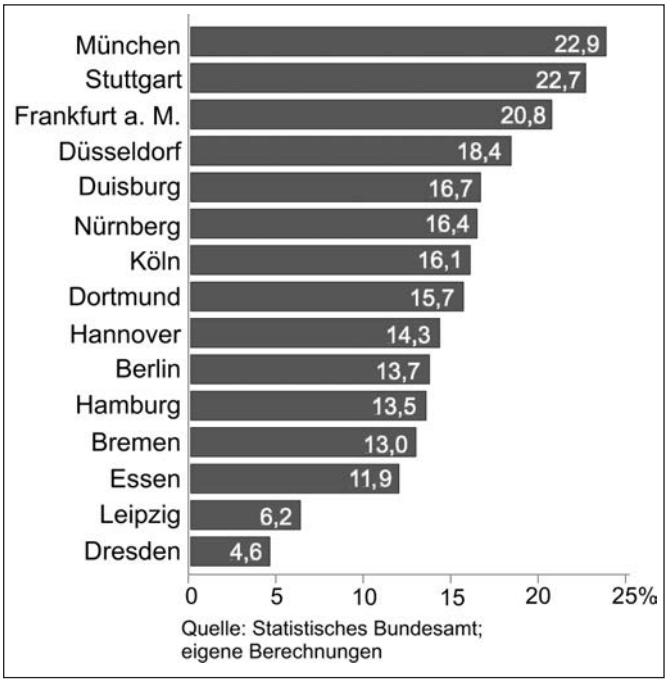


Abb. 8: Anteil der Nichtdeutschen an der Gesamtbevölkerung in Städten mit über 500.000 Einwohnern Ende 2009

Übersicht 1: Umwelt- und Klimaschutz in europäischen Städten, Gesamtergebnis des Green City Index für europäische und deutsche Städte 2010

Weit über dem Durchschnitt	keine
Über dem Durchschnitt	Amsterdam, Berlin, Bremen, Brüssel, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Helsinki, Kopenhagen, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Oslo, Stockholm, Stuttgart, Wien, Zürich
Durchschnitt	Essen, Köln, London, Madrid, Paris, Riga, Rom, Vilnius, Warschau
Unter dem Durchschnitt	Athen, Bratislava, Budapest, Dublin, Istanbul, Lissabon, Ljubljana, Prag, Tallinn
Weit unter dem Durchschnitt	Belgrad, Bukarest, Kiew, Sofia, Zagreb
Quelle: German Green City Index	

Integrationsskepsis?

Die Frage zum Themenbereich „Armut" lautet, ob Armut in der Stadt als ein Problem angesehen wird. In Schaubild 6 sind die Städte nach ihrem Anteil der „Nein-Antworten" geordnet. Ein Vergleich mit den Schaubildern 2 und 3 bzw. 5 führt zu der Einschätzung, dass sich die „gefühlte Armut" insgesamt betrachtet eher an der Höhe der Einkommen festmachen lässt als an Einkommensungleichgewichten innerhalb der Stadt. So ist die „gefühlte Armut" in den Städten Stuttgart, München und Düsseldorf mit hohen Pro-Kopf-Einkommen, aber großen innerstädtischen Einkommensdisparitäten besonders gering, in den Städten Berlin und Dortmund mit relativ niedrigem Einkommensniveau, jedoch eher schwacher Armutsgefährdung dagegen auffallend stark ausgeprägt. Wiederum liegen aber auch bei diesen Umfrageergebnissen recht viele Städte im Mittelfeld nahe beieinander.

Mängel der amtlichen Statistik

In der Umfrage wurde auch gefragt, ob die in der Stadt lebenden Ausländer gut integriert sind; diese Frage steht damit für den Bereich „gesellschaftliche Ausgrenzung". In den Ergebnissen zeigt sich im Städteranking eine beachtliche Parallelität zur Frage „Armut als Problem" (Schaubild 6), wobei durchaus innere Zusammenhänge beider Fragenkomplexe gegeben sind.

Weitere bemerkenswerte Erkenntnisse zeigt eine Gegenüberstellung mit dem Bevölkerungsanteil Nichtdeutscher in den Großstädten (Schaubild 8). Danach kann die Ausländerintegration ausgerechnet in den Städten Stuttgart und München mit den höchsten Ausländeranteilen als besonders geglückt betrachtet werden, und auch in Düsseldorf, Nürnberg und Köln mit ebenfalls hohen Ausländeranteilen sieht mehr als die Hälfte der Einwohner die ausländischen Mitbürger als gut integriert an. Demgegenüber überwiegt vor allem in Berlin, aber auch in Dortmund, Essen und Hamburg trotz unterdurchschnittlichem Ausländeranteil im Großstädtevergleich der Anteil der Integrationsskeptiker. Ein Grund für die offensichtlich gute Integrationsfähigkeit der genannten Städte könnte darin zu sehen sein, dass dort die ausländischen Menschen und ihre Familien breiter über die Stadtgebiete verteilt sind als etwa in Berlin und auch in Hamburg, also keine ausgeprägte räumliche Konzentration mit der Gefahr einer Ghettobildung besteht.

Ökologische Dimension

Die amtliche Statistik kann bedauerlicherweise keine ausreichende Anzahl an Indikatoren zu einer umfassenden Messung der Umweltqualität in Stadt- und Landkreisen zur Verfügung stellen. Um so wertvoller sind die Daten und Informationen des German Green City Index, in dem die Leistungen von elf deutschen Großstädten im Bereich Umwelt- und Klimaschutz anhand von insgesamt 30 Indikatoren untersucht werden, die dann zu acht Kategorien zusammengefasst werden. 16 der 30 Indikatoren sind quantitativer Natur und bewerten die derzeitige Situation der Städte, 14 qualitative Indikatoren beurteilen die Aussichten auf künftige Verbesserungen. Die Würdigung der ökologischen Leistungen der erfassten elf deutschen Großstädte erfolgt durch einen Vergleich mit dem Durchschnitt der insgesamt 41 europäischen Städte, wobei für jede der acht Kategorien fünf Bewertungsgruppen (weit überdurchschnittlich, überdurchschnittlich, durchschnittlich, unterdurchschnittlich, weit unterdurchschnittlich) unterschieden werden.

Die Bewertungen der deutschen Großstädte im Vergleich zu den europäischen Metropolen (Übersicht 1) unterstreichen eine gute Positionierung deutscher Städte im europäischen Maßstab: Zehn der insgesamt zwölf deutschen Städte, aber nur acht der 29 nichtdeutschen europäischen Städte weisen Werte über dem Durchschnitt aus, nämlich die die vier skandinavischen Hauptstädte sowie die größten Städte der vier Nachbarländer Belgien, Niederlande, Österreich und Schweiz. Noch im Durchschnitt befinden sich mit Essen und Köln die beiden verbleibenden deutschen Städte, außerdem sieben weitere europäische Hauptstädte. Unterdurchschnittliche Ergebnisse haben neun, weit unterdurchschnittliche Ergebnisse fünf europäische Städte aufzuweisen.

Übersicht 2: Umwelt- und Klimaschutz in deutschen Städten
Ergebnisse des German Green City Index für Städte mit mehr als 500.000 Einwohnern

Stadt	Co_2	Energie	Gebäude	Verkehr	Wasser	Abfall, Land	Luft	Management
	Punkte							
Stuttgart	C	D	D	D	D	D	D	D
Berlin	D	C	D	D	D	D	D	C
Hamburg	C	C	D	D	D	D	D	D
München	C	D	D	D	D	D	C	C
Hannover	C	C	D	D	D	D	D	C
Nürnberg	D	C	D	D	D	D	C	C
Leipzig	C	D	D	C	D	D	D	C
Bremen	C	B	D	D	D	D	D	D
Frankfurt a.M.	C	C	D	D	D	D	C	C
Essen	B	C	D	D	D	D	C	D
Köln	C	C	C	D	D	C	C	C

Verglichen werden die Indikatoren der deutschen Städte mit dem Durchschnitt der europäischen Städte
Bewertung: Weit unter Durchschnitt: A; Unter Durchschnitt: B; Durchschnitt: C; Über Durchschnitt: D; Weit über Durchschnitt: E

Die Ergebnisse der elf deutschen Großstädte liegen erstaunlich nahe beieinander. Dies zeigt Übersicht 2, in der die Bewertungen in den acht Kategorien zusammengestellt sind. Als Gründe für das gute Abschneiden geben die Autoren der Studie die Bemühungen der Bundesregierung an, die Umweltpolitik in Deutschland soweit wie möglich zu vereinheitlichen, außerdem ein traditionell hohes und weiter steigendes Umweltbewusstsein in der Bevölkerung.

Auf Basis der Ergebnisse nach Kategorien (Übersicht 2) liegt Stuttgart mit insgesamt sieben überdurchschnittlich und nur einer durchschnittlich bewerteten Kategorie an der Spitze, gefolgt von Berlin und Hamburg mit je zwei durchschnittlichen und sechs überdurchschnittlichen Kategorien. Fünf überdurchschnittliche und drei durchschnittliche Kategorien weisen die Städte München, Hannover, Nürnberg und Leipzig auf; Bremen kommt auf eine durchschnittliche und eine unterdurchschnittliche Kategorie. In Frankfurt am Main halten sich vier überdurchschnittliche und vier durchschnittliche Kategorien die Waage. Zwei durchschnittliche und eine unterdurchschnittliche Kategorie entfallen auf Essen. Lediglich in Köln überwiegen die durchschnittlichen Kategorien (sechs) gegenüber den überdurchschnittlichen.

Fiskalische Dimension

Die Qualität des öffentlichen Lebens wird maßgeblich auch dadurch bestimmt, in welchem Umfang eine Kommune öffentliche Einrichtungen zur Verfügung stellt oder öffentliche Aufgaben im Interesse ihrer Bürger wahrnimmt. Je gravierender eine Stadt verschuldet ist, desto enger ist ihr finanzieller Spielraum und damit die Möglichkeit, öffentliche Aufgaben vor allem freiwilliger Art zu übernehmen. Dies mindert den Wohlstand der dort wohnenden Menschen, und es hat auch Auswirkungen auf das Leben künftiger Generationen, die für Zins und Tilgung der aufgelaufenen Schulden aufkommen müssen. Kommunale Schulden können damit als Indikator für öffentlichen Reichtum, Nachhaltigkeit und finanzielle Spielräume zur Bewältigung zukünftiger Aufgaben interpretiert werden.

Schaubild 9 zeigt den Stand der kommunalen Verschuldung je Einwohner in den Großstädten ohne Stadtstaaten. Danach ist der Verschuldungsgrad zwischen den verbleibenden neun Großstädten ausgesprochen differenziert. Die geringste Verschuldung weisen die Städte Dresden und Düsseldorf auf, allerdings begünstigt durch

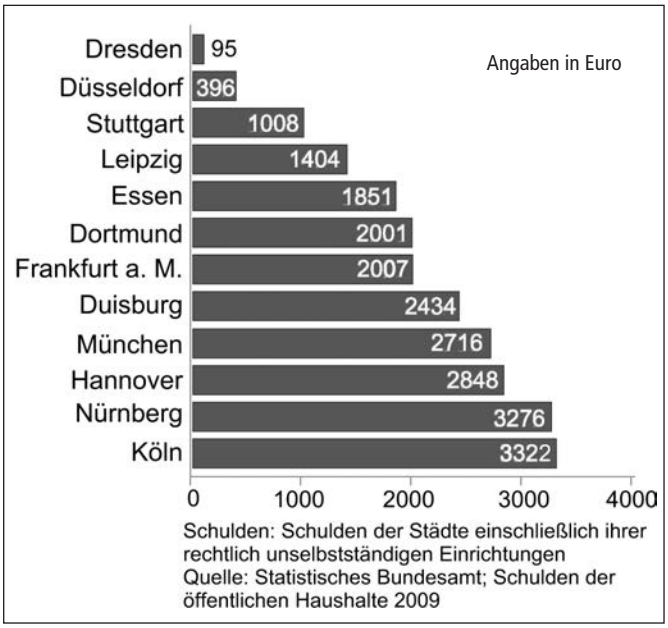


Abb. 9: Kommunale Schulden je Einwohner in Städten mit über 500.000 Einwohnern Ende 2009; ohne Berlin, Bremen und Hamburg

erhebliche Entschuldungsmaßnahmen in den letzen Jahren aufgrund groß angelegter Veräußerungen von zuvor kommunalen Wohnungen. Recht überschaubar ist außerdem die Verschuldung in Stuttgart, am Ende stehen Nürnberg und Köln mit einer mehr als dreimal so hohen Verschuldung wie die baden-württembergische Landeshauptstadt. Ansonsten folgt die Reihenfolge des kommunalen Schuldenstands keinen erkennbaren Regelmäßigkeiten, insbesondere scheinen keine inneren Verbindungen zu anderen hier diskutierten ökonomischen und gesellschaftlichen Indikatoren vorzuliegen.

Anmerkungen

1 Eine ausführlichere Untersuchung findet sich in Münzenmaier, Werner: Zur Messung des materiellen und immateriellen Wohlstands – Konzeptionelle Überlegungen und erste Daten für Stuttgart und weitere Großstädte Deutschlands 2009/2010. Statistische Analysen, herausgegeben vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg, Jahrgang 2011, Heft 2.

2 Vgl. hierzu Münzenmaier, Werner: Indikatoren zu Wirtschaftskraft und Einkommenssituation deutscher Großstädte im Jahre 2002 – Vergleichende Darstellung anhand von regionalen Daten der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen, in: Thünen-Series of Applied Economic Theory – Thünen-Reihe Angewandter Volkswirtschaftstheorie, herausgegeben von der Universität Rostock, Working Paper No. 51 (2005), S. 29 bis 81.

3 Vgl. Münzenmaier, Werner: Wirtschaftskraft und Einkommenssituation in fünf deutschen Großstädten und ihren Regionen, in: Statistik und Informationsmanagement, 68. Jahrgang (2009), Monatsheft 2, S. 40 – 61.

4 Vgl. Statistische Ämter des Bundes und der Länder: Armut und soziale Ausgrenzung – Armutsgefährdung nach tiefer regionaler Gliederung: Armutsgefährdungsquoten der Großstädte, Wiesbaden 2010.

5 Dies liegt nach Feststellungen von Experten des Mikrozensus daran, dass die Armutsgefährdungsquoten gegenüber stichprobenbedingten Schwankungen des Mittelwerts nicht sehr robust sind, also bereits geringe zufällige Schwankungen des Mittelwerts merkliche Veränderungen der Armutsgefährdungsquote zur Folge haben können. Ein wichtiger Grund hierfür ist, dass die Einkommensverteilung um die Armutsgefährdungsschwelle zumeist sehr dicht ist, weshalb kleine zufallsbedingte Verschiebungen schon merkliche Auswirkungen haben können. Je geringer die Fallzahl, auf deren Basis die Armutsgefährdungsschwelle ermittelt wird, um so größer fallen die zufallsbedingten Schwankungen aus. Besonders davon betroffen sind Armutsgefährdungsquoten, die über den regionalen Median der jeweiligen Stadt errechnet werden.

6 Vgl. Eichhorn, Lothar/Huter, Jessica/Soyka, Dirk: Reichtum und Armut in Deutschland, in: Stadtforschung und Statistik – Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker, Jahrgang 2006, Ausgabe 2, S. 50 – 55.

Ude und Roth führen beim Dienstalter

Die Stadtoberhäupter der Großstädte

Michael Haußmann, Stuttgart

Wahl und Amtszeit

Im föderalen System der Bundesrepublik Deutschland kann jedes Bundesland im Rahmen der jeweiligen Gemeindeordnung festlegen, ob das Stadtoberhaupt direkt von den Bürgern oder vom Stadt- bzw. Gemeinderat gewählt wird.

Die längste Tradition hat die Direktwahl in den Südstaaten Bayern und Baden-Württemberg. Dort wird der (Ober-) Bürgermeister seit 1952 bzw. 1953 direkt gewählt. Nach der deutschen Wiedervereinigung trat die so genannte Süddeutsche Ratsverfassung, welche sich seit dem 19. Jahrhundert in Bayern, Württemberg und Baden entwickelt hat und dem (Ober-)Bürgermeister eine sehr starke Stellung einräumt, ihren Siegeszug fast allen übrigen Flächenländern an. Mecklenburg-Vorpommern und Nordrhein-Westfalen waren 1999 die letzten Bundesländer, welche damit auch die Direktwahl des (Ober-)Bürgermeisters eingeführt haben. Seit diesem Zeitpunkt wird das Stadtoberhaupt in allen Flächenstaaten direkt gewählt.

Baden-Württemberg gehört neben Brandenburg, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland zu den Ländern mit der längsten Amtszeit des (Ober-) Bürgermeisters. Nur in Mecklenburg-Vorpommern können die Städte und Gemeinden in Ihrer Hauptsatzung eine Amtszeit von bis zu neun Jahren festlegen.

Die Bürgermeister der Stadtstaaten Berlin, Hamburg und Bremen, welche zugleich die Ministerpräsidenten der Länder sind, werden nach der jeweiligen Landtagswahl vom Landesparlament gewählt. Diese finden alle vier (Hamburg, Bremen) bzw. alle fünf Jahre (Berlin) statt.

Dienstälteste (Ober-)Bürgermeister

Der dienstälteste Bürgermeister Deutschlands ist derzeit Karlheinz Poredda, Träger des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse. Der 91-Jährige lenkt die Geschicke der 1250-Seelen-Gemeinde Hippstedt in Niedersachsen seit sage und schreibe 50 Jahren. Damit ist er nach Recherchen der niedersächsischen Staatskanzlei vermutlich sogar der aktuell dienstälteste Bürgermeister der Welt[1] Bei den Oberbürgermeistern hält Ivo Holzinger (SPD) den aktuellen Rekord mit 30 Jahren im Amt (Stadt Memmingen in Bayern).

(Ober-)Bürgermeister in den Großstädten

Mehr als die Hälfte der Großstädte, genauer gesagt 44, haben ein Stadtoberhaupt mit SPD-Parteibuch, allen voran die vier größten Städte der Republik Berlin, Hamburg, München und Köln. Frankfurt und Stuttgart sind die größten der 24 von einem CDU-Oberbürgermeister geführten Rathäuser. In sechs Fällen regiert ein parteiloses Stadtoberhaupt (größte Stadt: Rostock), viermal ein CSU-Rathaus-Chef (größte Stadt: Regensburg) und zweimal ist ein GRÜNER oberster Verwaltungsbeamter (Freiburg im Breisgau, Darmstadt).

Der dienstälteste Großstadt-Oberbürgermeister ist der Münchner Christian Ude (SPD) mit 18 Amtsjahren, gefolgt von seiner Frankfurter Kollegin Petra Roth (CDU) mit 16 Amtsjahren. Der Stuttgarter Oberbürgermeister Wolfgang Schuster folgt auf Rang fünf mit 14 Jahren (vgl. Tabelle).

Schlusswort

In diesem Jahr stehen spannende OB-Wahlen in einigen deutschen Großstädten an, bei denen die langgedienten Amtsinhaber nicht mehr antreten werden.

Den Anfang machen Frankfurt am Main und Mainz am 11. März. In Frankfurt wird die langjährige Oberbürgermeisterin Petra Roth nicht mehr antreten, in Mainz ist der bisherige Amtsinhaber Jens Beutel zum 1. Januar 2012 in den vorzeitigen Ruhestand getreten. Im Oktober wird in Stuttgart gewählt, auch dort tritt der Amtsinhaber Dr. Wolfgang Schuster nicht mehr an. Im Februar 2013 erreicht der Karlsruher Verwaltungschef Heinz Fenrich die Altersgrenze von 68 Jahren, sodass auch in der badischen Fächerstadt Ende 2012 ein neues Stadtoberhaupt gewählt werden wird.

Anmerkung

1 http://www.ndr.de/regional/niedersachsen/oldenburg/buergermeister137.html

Die dienstältesten amtierenden Stadtoberhäupter der deutschen Großstädte

Name	Stadt	Partei	Geburtsjahr	Im Amt seit	Amtsjahre am 31.12.2011
Christian Ude	München	SPD	1947	1993	18
Petra Roth	Frankfurt am Main	CDU	1944	1995	16
Siegfried Balleis	Erlangen	CSU	1953	1996	15
Hans Schaidinger	Regensburg	CSU	1949	1996	15
Wolfgang Schuster	Stuttgart	CDU	1949	1997	14
Jens Beutel	Mainz	SPD	1946	1997	14
Heinz Fenrich	Karlsruhe	CDU	1945	1998	13
Herbert Napp	Neuss	CDU	1946	1998	13
Thomas Hunsteger-Petermann	Hamm	CDU	1953	1999	12
Helmut Himmelsbach	Heilbronn	parteilos	1946	1999	12
Heinz Paus	Paderborn	CDU	1948	1999	12
Wolfgang Pantförder	Recklinghausen	CDU	1950	1999	12
Bernd Saxe	Lübeck	SPD	1954	2000	11
Klaus Wowereit	Berlin	SPD	1953	2001	10
Gert Hoffmann	Braunschweig	CDU	1946	2001	10
Lutz Trümper	Magdeburg	SPD	1955	2001	10
Eva Lohse	Ludwigshafen am Rhein	CDU	1956	2001	10

Quelle: Wikipedia, eigene Darstellung

Dunkler Raum – Überraschungen – Vizekusen

Neue VDSt-ler über sich

Martin Schlegel, Hagen

Es ist sicher nicht jedermanns Sache, als Neuling in einem Verband sofort ein paar Auffassungen über sich kund zu tun – und das dann noch mit diesen lockeren Halbsätzen. Drei der in der letzten Zeit eingetretenen Statistikerinnen und Statistiker haben sich über die ihnen zugesandten Halbsätze hergemacht und einige davon ergänzt. Herausgekommen ist wieder viel Interessantes, Neues (ich wusste nicht, dass Leverkusen auch den Beinamen Vizekusen trägt), immer Lesens- und manchmal Schmunzelwertes.

Birgit Maaß,
Leverkusen, birgit.maass@stadt.leverkusen.de

Wäre ich nicht Statistikerin geworden, **wäre ich in der klassischen Verwaltung geblieben.**
Ein Computer ist für mich **das wichtigste Arbeitsutensil.**
Statistische Jahrbücher haben einen Sinn, **sie geben einen Gesamtüberblick über das Datenangebot und sind damit meine erste Antwort auf die häufig gestellte Frage: „Ich brauche mal ein paar Daten über Leverkusen."**
An der Statistik gefällt mir, **dass ich mich mit vielen verschiedenen Themengebieten beschäftigen kann.**
Eine gute Tabelle ist **übersichtlich und gut lesbar.**
Wichtig bei einer Grafik ist, **dass sich die wesentliche Aussage auf einen Blick erschließt.**
Ein Tag ohne Statistik **vergeht selten, ist aber auch schön!**
Die Stadt, in der ich arbeite **– und gerne lebe – ist Fußballkennern auch als Vizekusen bekannt.**
Die alljährliche Statistische Woche **konnte ich bisher leider erst einmal besuchen.**

Dr. Uwe Meer,
Diplom-Geograph, Wolfsburg,
uwe.meer@stadt.wolfsburg.de

Eine gute Tabelle enthält **nur wenige Informationen, sonst wären die Zahlen als Diagramm aufbereitet.**
Wenn ich in einer eigenen Tabelle einen Fehler entdecke, **hoffe ich, dass die Zahlen noch nicht veröffentlicht wurden und ärgere mich maßlos.**
Die beste Umfrage ist die, **die Überraschungen zum Vorschein bringt.**
Eine gute Statistik erkennt man daran, **dass Informationen und Zahlen zielgerichtet aufbereitet wurden und somit ein schnelles Handeln der Zielgruppe erfolgen kann.**
Die alljährliche Statistische Woche **werde ich 2012 nicht versäumen.**

Thomas Staudinger,
Diplom-Geograph, Augsburg,
thomas.staudinger@augsburg.de

Statistiken liefern wichtige Informationen, aber **die Wahrheit kennen sie auch nicht**.
Wichtig bei einer Grafik ist **zumindest das Verständnis auf den zweiten Blick**.
Der zu einer Statistik gehörende Text **ist für viele Menschen wie die Erleuchtung eines dunklen Raumes**.
Wäre ich nicht Statistiker geworden, **hätte es laut Statistik der Bundesagentur für Arbeit 297 andere Berufsgruppen gegeben, in denen ich wohl einen Beruf gefunden hätte**.
Umfragen nützen **zur Erweiterung des statistischen Datenangebots**.
Ein Tag ohne Statistik **deutet auf Wochenende hin**.
Die Stadt, in der ich arbeite, **hat mehr gesetzliche Feiertage als irgendeine andere Region oder Stadt in Deutschland und wird nicht zuletzt aufgrund ihrer 500 Brückenbauwerke, die in ihrer Anzahl sogar Venedig übertreffen, gerne als die nördlichste Stadt Italiens bezeichnet**.
Die nächste Volkszählung sollte **rein registergestützt stattfinden**.
Der größte denkbare Fehler eines Statistikers liegt darin, **zu glauben, dass seine Daten die reine Wahrheit widerspiegeln**.
Ohne Statistik ist die Welt **zwar nicht unbedingt ärmer, aber doch ein wenig unkontrollierbarer**.
An der Statistik gefällt mir **die Vielfältigkeit der Themengebiete und ihre grundlegende Art für fast alle anderen Fachgebiete**.

Wo Kultur und Lebenslust zusammenfließen

DREI-FLÜSSE-STADT Passau

Stadtmarketing Passau

Weltweit einzigartig ist Passaus Topografie. Hier treffen aus drei Himmelsrichtungen drei Flüsse zusammen – von Westen die Donau, von Süden der Inn und von Norden die Ilz. Am Dreiflüsse-Eck vereinen sie sich und strömen als Donau in die vierte Himmelsrichtung über weitere neun Länder nach Osten weiter. Passau liegt inmitten des Dreiländer-Ecks Bayern, Böhmen, Österreich sowie im Dreieck der Städte München, Prag und Wien. Alljährlich besuchen, erleben und bestaunen über 1,5 Millionen Besucher das „Bühnenbild" Passau – ein Gesamtkunstwerk aus Natur, Kultur und Architektur. Aber Passau ist weit mehr als eine nur wunderschön gelegene Stadt an drei Flüssen im geographischen Herzen Europas.

Die über 2000-jährige DREI-FLÜSSE-STADT Passau ist heute eine touristische Weltmarke. Der Handel mit Salz und anderen Waren auf den Flüssen Donau und Inn verband die Stadt über Jahrhunderte engstens mit Österreich und Böhmen. 1803 kam Passau zu Bayern. Nach einem Stadtbrand im 17. Jahrhundert erteilten die Fürstbischöfe italienischen Barockkünstlern den Auftrag für den Wiederaufbau Passaus. Diese schufen neben dem Dom St. Stephan das heutige barocke Stadtbild mit hohen Türmen, malerischen Plätzen, romantischen Promenaden und verwinkelten Gassen. Im Dom St. Stephan erklingt mit fast 18.000 Pfeifen die größte Domorgel der Welt. Zu den Höhepunkten eines Passaubesuches zählen die Orgelkonzerte. Hoch über den Flüssen thronen die Burganlage Veste Oberhaus mit dem städtischen kulturhistorischen OberhausMuseum und die Wallfahrtskirche Maria Hilf, mit wunderbaren Ausblicken. Zu allen Jahrhunderten war Passau eine bedeutende Kunst- und Kulturstadt. Davon zeugt auch das Nibelungenlied, das hier geschrieben wurde.

Kulturstadt

Passau beweist sich in vielerlei Hinsicht als europäische Stadt, in der sich exzellent leben, arbeiten, erleben, genießen und besichtigen lässt. Daneben ist sie ein barockes Juwel und Keimzelle des sogenannten Donaubarocks, der dieser Stadt sein unverwechselbares und einmaliges Erscheinungsbild gibt. Eine Kulturstadt durch und durch, mit einem Angebot, das gewöhnlich nur in wesentlich größeren Städten vermutet wird. Eine Vielzahl von internationalen Musikfestivals mit den renommierten Festspielen Europäische Wochen Passau, eine deutschlandweit bekannte Kleinkunst- und Kabarettszene, wie im bekannten Scharfrichterhaus und Standort verschiedenster hochkarätiger Museen mit namhaften Kunstausstellungen machen diese Stadt einmalig und lebendig.

Seit jeher wird das Leben in Passau vom Wasser und von der Schifffahrt geprägt. Neben einer „Dreiflüsse"-Stadtrundfahrt werden auch mehrstündige Ausflugsfahrten ins bayerische und oberösterreichische Donautal sowie erlebnisreiche Abend- und Themenfahrten angeboten. Die Donau war bereits in der Vergangenheit wichtiger Transport- und Verbindungsweg nach Südosteuropa und hat ihre wirtschaftliche Bedeutung insbesondere in den letzten Jahren vervielfacht. Diese Tatsache beschert Passau den Aufstieg zum größten Personenbinnenschifffahrtshafen in Europa und zu einem wichtigen Ausgangspunkt für die Frachtschifffahrt nach Bulgarien und Rumänien und die dortigen Hochseehäfen. Passau hat die sich bietenden Chancen aus der EU-Strategie für den Donauraum mit als erste für die hier lebenden Menschen und Wirtschaftsbetriebe genutzt und mit unterschiedlichen örtlichen und überörtlichen Partnern Projekte erarbeitet, um den Wirtschafts- und Wissensstandort zukunftsträchtig im europäischen Gefüge zu positionieren.

Wirtschaftsstadt

Hohe Lebensqualität, attraktive Kostenstruktur und die zentrale Lage in einer der dynamischsten Wirtschaftsregionen Mitteleuropas – mit diesen Vorteilen stellen sich Stadt und Landkreis Passau dem mittlerweile globalen Standortwettbewerb um Wirtschaft und Wissenschaft. Seit dem Jahr 2000 existiert unter der Dachmarke „GOPassau – eine

Drei-Länder-Eck

Kulturstadt

GOPassau

Wirtschaftsregion auf Erfolgskurs" ein gemeinsames Standortmarketing für die Region Passau. Heute kann sich dieses engagierte Investoren-Betreuungsteam auf zahlreiche Erfolge stützen und wurde von der Bayerischen Staatsregierung mit dem Innovationspreis „Verwaltung als Partner der Wirtschaft" ausgezeichnet.

Universitätsstadt

Universität seit 1978

Idyllisch am Inn, auf einem grünen Campus am Rande der Passauer Altstadt liegt eine der jüngsten Universität Bayerns, die Universität Passau. Seit ihrer Eröffnung im Jahr 1978 hat sie sich zu einer der besten akademischen Adressen Deutschlands entwickelt, wie Rankings regelmäßig bestätigen: In den Wirtschaftswissenschaften, in Jura und den Kulturwissenschaften zählt Passau zu den Top-Universitäten. Die Informatik gilt als Geheimtipp. Exzellente Wissenschaftler bieten hier eine intensive Betreuung auf höchstem wissenschaftlichen Niveau. Alle fünf Fakultäten sind hervorragend ausgestattet, interkulturell ausgerichtet, leistungs- und praxisorientiert. Ihre besondere Stärke liegt in der interdisziplinären Vernetzung von Forschung und Studium. Die Sprach- und Studienaustauschangebote sind in Passau so umfangreich wie an kaum einer anderen deutschen Universität. Beeindruckende 190 Partnerhochschulen stehen den Studierenden für ein oder mehrere Semester weltweit zur Auswahl. Die Fakultät für Informatik und Mathematik hat auch wesentlich dazu beigetragen, dass die Wirtschaftsregion Passau zu einem bedeutenden IT-Standort geworden ist. Mit dem Konzept „Technik plus – Kompetenz in Technik und Innovation" will die Universität Passau künftig auch technische Fachbereiche anbieten.

Jubiläumsstadt

Die DREI-FLÜSSE-STADT zählt zu den schönsten und eindruckvollsten deutschen Städten an der Donau, die stolz ist auf ihr kulturelles und historisches Erbe. Nun feiert Passau wieder ein Jubiläum: „350 Jahre Barockstadt Passau". 2012 lädt ein zu einer Vielzahl von beeindruckenden Veranstaltungen und Festen das ganze Jahr über.

Ein Fachmann über China

Martin Schlegel, Hagen

Man mag ihn mögen – oder auch nicht. Er ist ein Konservativer, der Neues gedacht hat; ein Hardliner, der den Friedensnobelpreis bekam. Alle bescheinigen diesem Harvard-Politik-Professor überragende Intelligenz, gepaart mit scharfer – manchmal auch scharfzüngiger – Analyse. Da sind Parallelen zu seinem Freund Helmut Schmidt unübersehbar. In Deutschland geboren, in den USA – in doppelter Hinsicht – groß geworden, besuchte er mehr als 50-mal China, ist ein großer Kenner von Ost-Asien. Mehr als ein Kenner, ein Handelnder: Als Nationaler Sicherheitsberater mehrerer USA-Regierungen und als Außenminister hat er für China und Vietnam Entscheidendes bewirkt.

Sein Buch „China – Zwischen Tradition und Herausforderung" muss man nicht lesen, schließlich ist das Land weit weg und hat die USA noch gar nicht überholt. Man könnte es aber tun. Gerade wir Statistiker sind ja Leute, die sich gerne in das nächste oder übernächste Jahrzehnt hineindenken. Ein Buch, das dem Leser eindrücklich die Sichtweise des „Reichs der Mitte" vermittelt. Das ausführt, mit welcher Selbstverständlichkeit die Chinesen vor ihrer einzigartigen Stellung ausgehen. Ein Buch, das zeigt, dass China traditionell ein Land der Dreiecksdiplomatie ist, dass die Staatsführer die Strategie des Brettspiels Weiqi beherzigen: Mit Geduld und Weitsicht konkurrierende Kräfte auf Abstand halten. Vor allem aber ist es ein Buch, dass sich mit der jüngeren Politik befasst.

Aber warum soll ich Ihnen detailliert darlegen, worauf Henry Kissinger sonst noch in diesem 500-Seiten-Buch eingegangen ist? Lesen Sie es doch selbst!

Schnelle Ergebnisse – 1,37 Milliarden Chinesen

China 2010 Population Census

Ernst-Otto Sommerer, Dortmund

Zum Stichtag 1. November 2010 hat das Nationale Statistische Amt (NBS) von China die Bevölkerung Chinas gezählt. Erste Ergebnisse waren bis Mai 2011 veröffentlicht.

Zum Vergleich mit den Verhältnissen in Deutschland: Ab November 2010 wurden die Erhebungsstellen eingerichtet, im Mai 2011 mit der Erfassung einer 10%-Stichprobe begonnen und es wird auch noch zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Beitrages mehr oder weniger munter gezählt/erfasst. . .

Und wie viele Einwohner hat China nun? 1,37 Billionen schreiben die Zeitungen – aber Vorsicht: im angelsächsischen Raum entspricht eine Billion unserer Milliarde, richtig sind es also 1,37 Milliarden Chinesen, die gezählt bzw. zu einer Gesamtzahl zusammengefasst wurden:

1.339.724.852	im Mutterland (Festland)
23.162.123	in Taiwan
552.300	in Macao
7.097.600	in Hong Kong
1.370.536.875	**insgesamt**

Darunter (immer mit Bezug auf das Mutterland) sind 48,7 % Frauen. Dies ist eine Konsequenz davon, dass die „Ein-Kind-Politik" männliche Geburten und deren Überleben jahrzehntelang bevorzugte. 16,6 % sind jünger als 15 Jahre alt (ein Rückgang um 6,3 %-Punkte gegenüber 2000), 70,1 % im Alter von 15 bis unter 60 Jahren, sowie 13,3 % 60 Jahre oder älter. Und während 91,5 % der im Mutterland lebenden Chinesen zur ethnischen Gruppe der Han zählen, werden 8,5 % anderen ethnischen Gruppen zugerechnet. Damit haben diese gegenüber 2000 etwas stärker zugelegt als die Han-Chinesen (+6,9 % gegenüber + 5,7 %). Interessant auch: Gegenüber dem Jahr 2000 hat die Bevölkerung in urbanen Regionen um 14 %-Punkte zugenommen und ist von einstmals 36 % auf heute 50 % angestiegen.

93 % der Chinesen leben in Familien. 401.527.330 Haushalte wurden gezählt. Nach Angaben von China Daily (o. Datum, erschienen Anfang Mai 2011), aus der alle aufgeführten Ergebnisse stammen, betrug die durchschnittliche Haushaltsgröße im Jahr 2000 3,44 Mitglieder, jetzt nur noch 3,1. Und: seit dem Jahr 2000 ist die Bevölkerung des Festlandes um 5,8 % angewachsen, oder 74 Mio. Einwohner, fast die Größe Deutschlands.

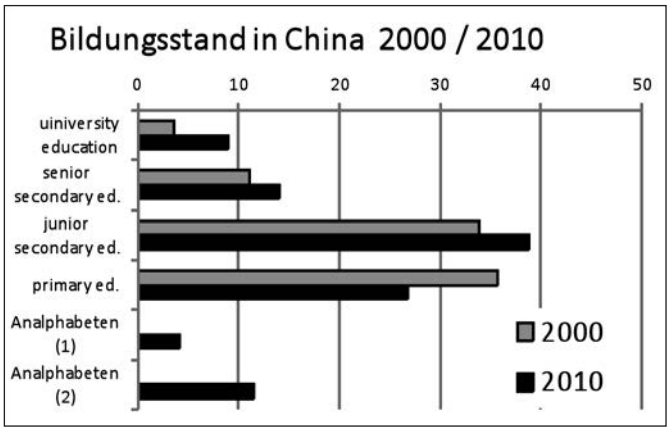
Die nebenstehende Grafik lässt einen Blick auf die Entwicklung des Bildungsstands von 2000 bis 2010 zu. Die zur Verfügung stehenden Daten wiesen zur Frage des Bildungsstandes allerdings 100 Mio. Menschen zu wenig aus, prozentuierten aber „richtig" auf die Gesamtzahl. Wenn man diese fehlenden 100 Mio. den Analphabeten zurechnet, so beträgt deren Anteil nicht mehr 4,1 % (1), sondern 11,5 % (2) – die übrigen Anteile verändern sich nicht. Dieser Wert (2) erscheint daher näher an der Realität zu liegen, da gerade bildungsferne illegale Zuwanderer in die urbanen Zonen nur lückenhaft erfasst werden konnten. Auffällig ist zudem, dass Vergleichswerte zu 2010 zumindest in der hier ausgewerteten Quelle fehlen.

Daten nach 7 Monaten

600.000 Ausländer leben in China. Die größte Gruppe im Umfang von 120.000 stammt aus Süd-Korea, gefolgt von 71.500 US-Amerikanern und 66.000 Japanern. Franzosen und Deutsche sind mit jeweils rd. 15.000 vertreten, vor ihnen liegen noch 40.000 Birmesen (Myanmar), 36.000 Vietnamesen und 20.000 Kanadier. Aus Indien stammen 15.000 Ausländer. Die große Gruppe der „*others*" (knapp 200.000) wird von Australien mit 13.000 angeführt.

Fortschreitende Verstädterung

Alle hier aufgeführten Zahlen beziehen sich nur auf das Festland, also auch nicht auf Hong Kong, Macao oder Formosa. Sie wurden Anfang Mai 2011 von der China Daily veröffentlicht.



Trennung von Wohn- und Meldeort

Vor dem demografischen Wandel

Ein besonderer Aspekt der Zensusergebnisse wird vom NBS Direktor Ma Jiantang herausgestellt. Mehr als 260 Mio. Menschen, zumeist aus ländlichen Regionen stammend, leben nicht dort, wo ihr Haushalt registriert ist. Das ist eine Steigerung von 81 % gegenüber dem Jahr 2000. In diesem Zusammenhang wird darauf hingewiesen, dass das hukou-System zur Verweigerung sozialer Unterstützung führt. Danach wird nämlich jeder lebenslang am Geburtsort registriert. Für einen Wegzug bspw. in eine urbane Gegend mit besseren Chancen bedarf es grundsätzlich einer Erlaubnis – die selten erteilt wird. Das führt Migranten schnell in die Illegalität, aus der heraus kaum soziale Unterstützung oder ein Bildungsangebot erwartet werden kann. Man befürchtet, dass dieses einen Einfluss auf die soziale Stabilität nehmen wird.

Fortzug nur mit Erlaubnis

Demografischer Wandel

Vereinzelt, so in der Stadt Shanghai, liegt die *fertility rate* bei 0,8. Da dies über eine Generation von rd. 35 Jahren gerechnet zu einer Erneuerung der bestehenden Bevölkerung zu gerade einmal 38 % führen wird, sind erhebliche Zuwanderungen nicht nur abzusehen, sondern unvermeidlich. Das wird zu ungeheuren Bildungsanstrengungen führen und einer neuen Sozialpolitik. Die Diskussion stellt jedoch auch heraus, dass die Situation in Shanghai nicht generalisiert werden darf, die Ostküste sei nur eine Region und China sehr vielfältig.

Unzweifelhaft steht China ein demographischer Wandel bevor. Die Zahl der Älteren (65 Jahre oder älter) stieg in 10 Jahren von 88 Mio. auf heute 118 Mio. – ein Anstieg von 7,0 auf 8,9 % an der Gesamtbevölkerung. Allein in Peking leben 2,6 Mio. Menschen im Alter von 60 oder mehr Jahren. Immer mehr ältere Menschen können jedoch nicht mehr traditionell von ihren Familien versorgt werden – ein Preis der Industriealisierung. Für sie sollen Pflegeheime errichtet und Apartments mit Versorgungsmöglichkeiten angeboten werden. Die Alten zögern, wenngleich die Angebote erschwinglich sind. Sie würden ihr familiäres Umfeld und die Nachbarschaft aufgeben. Sich aber – als Alternative – von einem Familienfremden helfen zu lassen, jemanden zu bezahlen, um in der alten Umgebung bleiben zu können – da kommen Zweifel, denn das wäre genauso, als „gäbe man seine Kontonummer und sein Password einem Fremden". Der hier zitierte Herr Wang hat auch schon an Selbstmord gedacht, denn es ist in China üblich, sich von der Familie im Alter pflegen zu lassen. Diese Strukturen sind noch lange nicht überwunden. Prof. Jing Jun von der Tsinghua University hat von 2002 bis 2008 unter den 70- bis 74-Jährigen jährlich 33 Selbstmorde je 100.000 gezählt, in den 90er Jahren waren es nur 13.

Schlussbetrachtungen

Man kann die Genauigkeit des China-Census sicherlich hinterfragen, die Schnelligkeit, mit der sie vorgelegt wurden und auch die daraus gezogenen Schlüsse als politische Äußerungen relativieren. Selbstverständlich wurde die „Politik des einen Kindes" durch den Census bestätigt. Die China Business News berichtete aber schon am 29. April 2011, dass China eventuell zu einer Zwei-Kinder-Politik finden wird. Zwei Kinder zu haben ist bei Bauern und ethnischen Minoritäten schon heute möglich.

„Die Daten des Census zeigen, dass wir vor einigen Herausforderungen in der demografischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung stehen, einschließlich einer alternden Bevölkerung und einem unausgewogenen Geschlechterverhältnis", so der Direktor des NBS. Kirby Daley, ein hochrangiger Berater aus Hong Kong, ergänzt abschließend: „Investoren haben die Auswirkungen der Veränderungen in Chinas Bevölkerung wegen ihrer einseitigen Fokussierung auf das Wachstum übersehen." (Bangkok Post v. 30. April 2011)

Die Ergebnisse des Chinesischen Census mögen unseren Ansprüchen an die Feststellung einer gerichtsfesten Einwohnerzahl nicht genügen – sie reichen aber allemal, die Grundlage einer Diskussion zu sein, die Zukunft Chinas ökonomisch und sozial besser abzufedern. Oder: den Umbau der Gesellschaft sensibler und rücksichtsvoller vorzunehmen, die Grenzen einer überstürzten Veränderung zu akzeptieren.

Das Hangzhou-Projekt

Martin Schlegel, Hagen

China ist ein Land der Gigantonomie. Das fing schon früh an. Qin Shihuangdi (Erster Gott-Kaiser von Qin) nahm bei seinem Tod im Jahre 210 v. Chr. eine riesige Terrakottaarmee mit: 7 000 Tonsoldaten, jeweils 1,80 bis 2 Meter groß, 600 Tonpferde und 100 Kriegswagen. Der Grabkomplex für diese eine Person umfasst ein Gebiet von 2,5 km².

Heute beeindruckt China durch seine Einwohnerzahl: 1,3 Mrd. Menschen! Würde das Land 1.000 Städte haben, die jeweils 1 Millionen Menschen beherbergen, würden immer noch 300 Millionen Leute auf dem Land leben. Dazu die Stadtkolosse: Peking, Shanghai, Shenzhen und Hongkong lassen die 10-Millionen-Marke locker hinter sich. Unsere Großstädte kämen über den Status eines Vororts nicht hinaus. Oder der Bauboom der letzten Jahre. Hochhaus auf Hochhaus entsteht mit einer unbegreifbaren Geschwindigkeit und in manchen Gebieten hat man das Gefühl, dass die Architekten die Pläne nicht mehr zeichnen, sondern nur auf den Kopierer legen.

Das auf vielen Ebenen rasante Wachstum hat Folgen. Um einem Verkehrskollaps vorzubeugen, gilt in mehreren Großstädten tagsüber für Lkw ein Fahrverbot. Die müssen ihre Ladung dann in der Nacht loswerden. Shanghai hat verfügt, dass Autos mit auswärtigem Kennzeichen zu bestimmten Zeiten in Shanghai nicht fahren dürfen. Wer meint, das könne doch nicht überprüft werden, der irrt gewaltig: Videoüberwachung mit automatischer Nummernschilderkennung ist dort gang und gäbe.

Doch auch im Kleinen schafft das große Reich der Mitte Bemerkenswertes: Dem Radverkehr.

In Hangzhou, einer Stadt mit weit über 4 Millionen Einwohnern, kann man sich ein kommunales Rad leihen. Das geht ganz einfach: Man geht zu einer Radstation, entriegelt mit einer Chipkarte eines der dort stehenden Räder und saust los. Der Zeitpunkt der Entnahme wird auf dem Chip notiert. Nach Beendigung der Tour schließt man das Rad an einer beliebigen Radstation wieder an, gibt es also zurück. Für die Entleihzeit wird sofort ein Betrag von der Karte abgebucht.

Ähnliches gibt es ansatzweise auch bei uns. Wir sollten uns nicht von China überholen lassen.

Radstation in Hangzhou, Foto: Martin Schlegel, Hagen

Mit dem Wohlstand steigt die Kauflaune

Shopping in China

Franz von den Driesch, Stuttgart

Erstabdruck im fondsmagazin 1/2011 der DekaBank. Die Redaktion dankt dem fondsmagazin für die Abdruckrechte.

Weit weg scheinen die Zeiten, in denen Chinesen für sozialistische Standardware kilometerlang Schlange standen. „Luxus statt Krempel" lautet heute das Motto. Der „Chinese Consumer Report 2009" der Unternehmensberatung Roland Berger Strategy Consultants hat ermittelt: Jedem dritten Chinesen unter 40 Jahren ist die Marke eines Produkts wichtiger als der Preis.

Die Kauflaune kommt nicht von ungefähr, es besteht großer Nachholbedarf. Denn bis zum Beitritt Chinas zur Welthandelsorganisation (WTO) im Dezember 2001 war die Warenwelt überschaubar. „Im Ausland lebende Chinesen durften nur eine begrenzte Menge an westlichen Gütern einführen", erinnert sich Jiangfeng Wu, tätig in der Marktfolge Kredit bei der DekaBank. Der gebürtige Chinese lebt seit 1985 in Deutschland und hat durch seine regelmäßigen Heimatbesuche den Wandel hautnah miterlebt: „In den 1980er Jahren sparten die Menschen lange auf ein Fahrrad oder eine Nähmaschine, in den 1990er auf einen Fernseher. Heute geht es darum, die Lust auf Markenprodukte und Luxusgüter zu befriedigen."

9 Quadratmeter
Platz zum Wohnen hat jeder Bürger von Shanghai im Durchschnitt. Die deutschen wohnen auf durchschnittlich 47 Quadratmetern.

13,8 Millionen Pkw
kauften die Chinesen im Jahr 2010. Knapp 2 Millionen davon lieferte der deutsche Volkswagen-Konzern, 37 % mehr als im Vorjahr.

Bis zu 5 000 Euro für ein Kennzeichen

Oben auf der Wunschliste der Chinesen: das Auto. Dafür greifen sie tief in die Tasche – schon die Zulassung ist teuer. „In vielen Großstädten werden pro Monat lediglich 5 000 Nummernschilder vergeben", weiß Wu. Sie werden versteigert, und die Preise sind in den vergangenen Jahren explodiert. „In Shanghai beispielsweise werden umgerechnet bis zu 5 000 Euro für ein Nummernschild verlangt", so Wu.

Sehr beliebt sind auch Luxusartikel, da Chinesen traditionell gerne zur Schau stellen, was se erreicht haben. „Bis vor 20 Jahren sah man auf den Straßen Leute, die ihre Sonnenbrillen mit dem Etikett trugen", sagt die aus China stammende Fang Martin, die als Credit Managerin für die DekaBank arbeitet. „Auch heute ist es in China üblich, Geschenke samt Preisschild zu übergeben." So wundert es nicht, dass die Verkaufszahlen von Louis-Vuitton-Taschen oder Cartier-Uhren nirgendwo sonst auf der Welt derart stark steigen wie im Reich der Mitte. Die Unternehmensberatung Bain & Company schätzt, dass die Umsätze mit Luxusgütern in China 2010 gegenüber 2009 um 30% auf 9,2 Milliarden Euro geklettert sind.

Reiche Stadt, armes Land

Wie sehr die Kaufkraft der Konsumenten in China zunimmt, signalisiert auch eine Analyse der Chinese Academy of Social Sciences. Demnach ist die Summe der Einzelhandelsumsätze 2010 im Vergleich zum Vorjahr um 20% auf umgerechnet 1,8 Billionen Euro angewachsen. Zum Vergleich: In der gesamten Europäischen Union setzt der Einzelhandel etwa 2,3 Billionen Euro jährlich um – der Wert nimmt aber nur noch geringfügig zu. Entscheidend für die Dynamik in China sind vor allem das hohe Wirtschaftswachstum und eine zahlungskräftige Mittelschicht. Laut einer Studie der Managementberatung Boston Consulting Group wird die Mittel- und Oberschicht, die als Haushalte mit einem verfügbaren Jahreseinkommen von 60.000 Yuan (umgerechnet etwa 6.800 Euro) definiert ist, von aktuell 50 auf 130 Millionen Haushalte im Jahr 2020 anwachsen. Noch vor fünf Jahren zählten gerade einmal elf Millionen Haushalte zur Mittelschicht. Steigende Einkommen und Kaufkraft haben allerdings auch höhere Preise zur Folge: Im Januar 2011 erreichte die Inflationsrate die Marke von 4,9 %. Das macht nicht nur für Chinesen den Einkauf teurer, auch im Ausland werden Produkte aus China kostspieliger.

Problematisch ist die hohe Inflationsrate noch aus einem anderen Grund: Die Einkommenslücke zwischen Stadt- und Landbevölkerung wächst permanent. Das durchschnittliche Jahreseinkommen der Stadtbewohner ist in den vergangenen fünf Jahren doppelt so schnell gestiegen wie das der Landbewohner. Dass insbesondere die Güter des täglichen Bedarfs im Preis steigen, macht dieses Ungleichgewicht noch besorgniserregender. Nach Angaben der Statistikbehörde mussten Chinesen im Januar 2011 stolze 10,3 % mehr für Lebensmittel ausgeben als ein Jahr zuvor. Mit Steuererleichterungen

beim Kauf von Konsumgütern in ländlichen Regionen will die Regierung in Peking Ausgleich schaffen – und sie verfolgt ein weiteres ehrgeiziges Ziel: „zukünftig soll das Wirtschaftswachstum weniger von Exporten und Investitionen getrieben werden als vom inländischen Konsum", erklärte Janis Hübner, Schwellenländerexperte der DekaBank.

Traumhafte Wachstumsraten

Über die Shopping-Lust der Chinesen können sich viele global aufgestellte Konzerne im Ausland freuen – auch deutsche Automobilhersteller.

BMW erreichte in den ersten sechs Monaten 2010 eine Wachstumsrate von über 100 % im Vorjahresvergleich, jeder dritte 7er BMW wird inzwischen in China neu zugelassen. „Vor dem Hintergrund, dass derzeit noch nicht einmal 50 Autos auf 1.000 Einwohner kommen – in Deutschland sind es über 500 –, spricht einiges dafür, dass heimische Autobauer in Fernost einer rosigen Zukunft entgegensteuern", so Hübner.

Auch andere Branchen müssen sich nicht sorgen. „Grundsätzlich profitieren alle Unternehmen, deren Produkte nicht von chinesischen Firmen hergestellt werden können", weiß der Volkswirt. Wie sehr das für deutsche Unternehmen zutrifft, zeigt die Tatsache, dass die Volksrepublik im ersten Halbjahr 2010 der achtwichtigste Handelpartner für den deutschen Außenhandel war. 1999 belegte das Land noch Platz 27. Wenn Chinesen shoppen, ist „Made in Germany" erste Wahl.

23-mal mehr
verdienen die reichsten 10 % der Bevölkerung als die ärmsten 10 %.

10,3 % teurer
als ein Jahr zuvor waren Lebensmittel im Januar 2011. Bedürftige Familien erhalten deshalb staatliche Zuschüsse.

Chinesische Statistikprobleme

Probleme mit der Statistik? Die gibt es nicht nur bei uns, sondern auch in China. Dies wird in einem Artikel deutlich, der am 16. Mai 2011 in „China Daily" abgedruckt wurde, einer in China erscheinenden Zeitung. Dabei formuliert „China Daily" nicht selbst, sondern gibt Auszüge aus einem Artikel wieder, der in „China Youth Daily" abgedruckt wurde. Interessant ist dabei nicht nur die Aussage, sondern auch die Sprache. Dr. Jochen Richter hat sich dankenswerter Weise die Mühe gemacht, das nicht immer einfache China-Englisch in unser Deutsch zu transportieren.

Statistiker haben höhere Verpflichtung

Die Menschen sind über Zahlen zu städtischen Wohnungsausgaben verwirrt, die vom Nationalen Statistikbüro China (NBS) herausgegeben worden sind. Aber das NBS macht Fehlinterpretationen für die Verwirrung verantwortlich und sagt, dass manche Leute versuchen seinen Ruf und seine Aufrichtigkeit zu beeinträchtigen.
Anstatt das Statistikbüro zu verleumden, sollten diese Leute „konstruktive Vorschläge" bringen, heißt es in einem Artikel der China Youth Daily.

Auszüge:
Die meisten einfachen Menschen verstehen wenig oder gar nichts von der Wissenschaft der Statistik. So ist es selbstverständlich, dass sie die von den Regierungsabteilungen herausgegebenen Angaben manchmal falsch verstehen.
In der Tat ist es die Verantwortung der Beamten im Statistikbüro, die Daten so zu interpretieren, dass die meisten Menschen sie verstehen können. Die Beamten haben keinen Grund, über die Fehlinterpretationen böse zu sein.
Außerdem, manche Leute hinterfragen die Zahlen nicht, weil sie diese nicht verstehen, sondern weil sie keinen Sinn machen.
Das NBS muss akzeptieren, dass es in der Vergangenheit Abweichungen in den Ergebnissen aufgrund von Unterschieden im statistischen Geltungsbereich, der Herangehensweise und der Stichprobenumfänge gegeben hat.

Was die Öffentlichkeit diesmal am meisten kritisiert hat, waren Ergebnisse, die in engem Bezug zu dem Leben der Menschen stehen, wie das durchschnittliche Einkommensniveau und Wohnungskosten. In Fällen, in denen der Gegensatz zwischen objektiven Zahlen und dem subjektiven Empfinden besonders scharf ist, sollten die Statistiker ihre Werkzeuge, Methoden und Stichproben mit Umsicht und Sorgfalt auswählen, um zu verhindern, dass sich Ungenauigkeiten in die Ergebnisse einschleichen.
Missverständnisse oder Fehlinterpretationen sind unvermeidbar bei der Wissensvermittlung. Erläuterungen und Kommunikation sind daher unverzichtbar.
Die Beamten sind nicht berechtigt öffentliche Kritik als Verleumdung zu bezeichnen.
Am besten kann die Kritik als Fehleinschätzung bezeichnet werden – dies mag keine gute Sache sein, aber das ist eine andere Frage.

Gedankensplitter zum Treffen der Ex-AG

Leipziger Allerlei

Erika Schlegel, Hagen

Um auf den Turm des neuen Rathauses zu gelangen, muss man schon etliche Stufen bewältigen. Auch wenn es in diesem Heft um Zahlen geht, gezählt habe ich die Stufen nicht; aber man hatte das Gefühl, eine kleine sportliche Leistung vollbracht zu haben, als man oben angelangt war – und wurde entschädigt durch einen wundervollen Rundblick über die Stadt. Die Sonne strahlte warm am Nachmittag des 16. September, das Leipziger Häusermeer verlor sich in leichtem Dunst; zu Füßen hatte man – um nur einige wichtige Gebäude herauszugreifen – die Türme der Thomas-, der Nikolaikirche, die bizarre Glasfront des neuen Paulinums, und weit entfernt konnte man das Völkerschlachtdenkmal erkennen. Sachkundig wurden wir geführt von Frau Dr. Ruth Schmidt. So erfuhren wir dann z.B. neben vielem anderen Wissenswerten, wo Dr. Schreber, der Initiator der Schrebergärten, seine Praxis gehabt hatte; und dass das neue Rathaus, das so neu gar nicht anmutet, auf den Mauern der alten Pleißenburg errichtet worden war, in der schon Martin Luther mit Dr. Eck disputiert hatte. Aber Leipzig hat eben auch noch ein altes Rathaus, einen Renaissancebau aus dem Jahre 1556. Am nächsten Tag sollten wir noch viel mehr über Leipzigs Bauten und Geschichte erfahren.

Nikolaikirche, Foto: Ludwig von Hamm

Tagebau im Neuseenland südlich von Leipzig, Foto: Gisela Mahnkopf

Doch zunächst einmal zurück auf den Erdboden und hinein in die Thomaskirche. Dort hörten wir im Rahmen des Leipziger Improvisationsfestivals eine Bachsche Motette, gesungen vom Ensemble „Le Chant sur le Livre" und begleitet vom Universitätsorganisten.

Für ein solches Musikerlebnis waren 2 Euro Eintritt eigentlich nur ein symbolischer Preis. Aber die Motette war – wie J. S. Bach es ursprünglich vorgesehen hatte – eingebettet in einen Gottesdienst. Mir als Christin erschien die Entscheidung angemessen. Bachs Intention zu folgen, die Musik nicht von der Verkündigung zu trennen. Aber man hätte meiner Meinung nach auf einen Eintritt verzichten müssen. Zu einem Gottesdienst erhebt man keinen Eintritt – man bittet um eine Spende am Ausgang. Meine zumindest wäre deutlich höher ausgefallen.

Das Wetter blieb uns auch am 17. 9. gewogen, und so gewannen wir einen schönen Eindruck vom Neuseenland südlich von Leipzig. Wie doch ein ehemaliges Braunkohlerevier sich zu einem Naherholungspark wandeln kann, wenn die Braunkohlegruben geflutet werden! Aber wir erfuhren, nicht alle Seen haben auch eine unbedenkliche Wasserqualität. Ist die Grube zu tief, sind problematische Gesteinsschichten freigelegt, die das Wasser verunreinigen, so sind aufwendige Verfahren von Nöten, um die Wasserqualität zu heben.

Schön war es durch Dörfer zu fahren, deren Abbruch schon beschlossen war, weil sie der Braunkohle weichen sollten. Sie können weiter bestehen.

Eindrucksvoll war aber auch der noch existierende Braunkohleabbau: vollständig automatisiert – da liefen die Förderbänder mit Braunkohle oder mit Abraum, da wurden

Kohlebrocken zermahlen – alles geschah, ohne dass ein Mensch zu sehen war.
In Leipzigs Innenstadt waren dann wieder viele Menschen zu sehen. Herr Dr. Josef Fischer zeigte uns sehr engagiert das alte Leipzig, und die Universitätsrektorin Frau Prof. Dr. Schücking – übrigens Nachfahrin Levin Schückings, des Gönners der Annette von Droste Hülshoff – erläuterte uns die Universitätsgeschichte. So erfuhren wir u.a., dass die Sprengung des alten Paulinums, der Universitätsaula und -kirche, Ende der 60er Jahre für viele Leipziger immer noch ein Trauma ist und dass das SED-Regime damals ein Übergreifen der westdeutschen Studentenunruhen befürchtete und möglicherweise deshalb das altehrwürdige Gebäude sprengen ließ, um den Studenten den Versammlungsort zu nehmen. Freiheitswillen kann man nicht wegsprengen. Mich mutete das Unternehmen an wie eine Ironie der Geschichte, und scherzhaft wollte ich den damaligen SED-Größen schon prophetische Gaben zusprechen; denn die Nikolaikirche, von der wichtige Impulse zur Wende 1989 ausgingen, liegt vielleicht 100 m entfernt vom Paulinum.
Die Glocke der Demokratie auf dem Augustusplatz soll an die Ereignisse der friedlichen Revolution erinnern, diese Bedeutung erschließt sich dem Betrachter meiner Meinung nach nur bedingt. Wesentlich berührender war für mich das Goerdeler–Monument in den Anlagen vor dem neuen Rathaus. Wie ein in die Erde eingelassener Brunnen mutet das Kunstwerk an. Auf dem Rand und auf den Stufen, die zu diesem „Brunnen" hinabführen, sind Zitate des ehemaligen Oberbürgermeisters und Widerständlers vom 20. Juli 1944 zu lesen. 5 Minuten vor 12 und 5 Minuten vor 18 Uhr ertönen dann aus der Tiefe des „Brunnens" Glockenschläge. Für mich war das durchaus ein Gänsehauterlebnis.

Goedeler-Denkmal,
Foto: Ludwig von Hamm

Das lebendige, wuselige Leipzig zeigte sich an diesen beiden spätsommerlichen Tagen bis in den Abend hinein, vor den vielen Restaurants herrschte reger Betrieb.
Den erlebten wir auch am nächsten Tag beim Besuch des Leipziger Zoos; die Menschen strömten, aber leider auch der Regen. So konnte ich mich am herrlichen Baumbestand dieses alten Tierparks nur bedingt erfreuen. Die neue Tropenerlebniswelt „Gondwanaland" ist zwar witterungsunabhängig, aber bei schlechtem Wetter natürlich sehr gut besucht. Die echten Tiere haben die Möglichkeit sich zu verstecken, die unechten Vogelgeräusche und die Flussfahrt geben dem Ganzen einen Hauch von Disneyland.
Da meine Füße auf Grund des Regens etwas feucht zu werden drohten, musste das Völkerschlachtdenkmal am Nachmittag auf meinen Besuch verzichten.

Aber in Auerbachskeller am Abend da war's wieder trocken, warm und gemütlich – von Mephisto keine Spur – dafür eine zufriedene Ex-AG und noch ein paar andere Statistiker.

Pause bei der Ex-AG,
Foto: Ludwig von Hamm

Dozentenwechsel in Bamberg

Kontinuität bei der Bildung

Ernst-Otto Sommerer, Dortmund

Grund- und Aufbaukurs

Bamberg steht als Synonym für die Aus- und Weiterbildung unseres Nachwuchses an Städtestatistikern. Seit Jahrzehnten finden im Oktober zwei einwöchige Kurse statt: Der Grundkurs, welcher Basiskenntnisse für die Arbeit als Städtestatistiker vermittelt, und der Aufbaukurs für inhaltliche Vertiefung der wichtigsten statistischen Bereiche. In beiden Kursen wird nicht nur Wissen vermittelt, sondern es werden in gleicher Weise Netze zu Kollegen und Kolleginnen in anderen Städten aufgebaut, wichtig für jeden Einzelkämpfer vor Ort – und nicht nur den.

Die Kurse richten sich in erster Linie an Verwaltungsmitarbeiter/-innen, die ohne Vorkenntnisse mit statistischen Aufgaben betraut werden.

Grundkurs

Der Grundkurs behandelt den Aufbau des Statistiksystems, die Aufgaben der Kommunalstatistik – und damit natürlich auch die kleinräumige Gliederung, sowie den besonderen Datenschutz und die abgeschotteten Statistikstellen. Als hilfreich hat es sich dann auch erwiesen, die Datenquellen einzuüben, verwaltungsintern in den Städten und extern über die verschiedenen Anbieter: Was liefert das Portal von Destatis an regionalstatistischen Informationen, was die Länder, wo liegt der Nutzen von INKAR dem Indikatorenangebot des BBSR, wie gehe ich mit den Daten der BA in Nürnberg um? Im zweiten Teil geht es dann um den richtigen Aufbau von Tabellen und Grafiken – da gibt es eine Vielzahl von Regeln, die einzuhalten sind, denn wir wollen ja gut verstehbare Informationen verbreiten. Die Kursteilnehmer kommen gleichverteilt aus Städten und Gemeinden aller Größenklassen – was es manchmal auch schwierig macht.

Jetzt wechseln die Dozenten nach mehr als 10 Jahren. Dr. Ruth Schmidt (Leipzig) und Ernst-Otto Sommerer (Dortmund) hören auf, Dr. Andrea Schultz (Leipzig) und Dr. Manfred Pauly (Koblenz) machen an ihrer Stelle ab sofort weiter. Zuvor (Ende 2009) war Hans Teschner (Bielefeld) ausgeschieden.

Vielleicht wird sich die Struktur etwas ändern, die Schwerpunkte verschieben, die Inhalte werden aber bleiben. Das war schon immer so und zeigt, dass das Seminar immer auf die aktuelle Nachfrage zwar zeitlich versetzt aber flexibel reagieren konnte. Die Teilnehmerzahl liegt regelmäßig bei 20.

Aufbaukurs

Im Aufbaukurs werden die Bevölkerungsstatistik und ihre Instrumente von Barbara Lux-Henseler (Nürnberg) vertreten, die Sozialstatistik von Prof. Dr. Peter Höfflin (Ludwigsburg), die Wirtschafts- und Arbeitsmarktstatistik von Berthold Haermeyer (Dortmund). Dieses Team hatte sich in der aktuellen Zusammensetzung vor 2–3 Jahren gefunden.

Trägerschaft

Die Kurse finden in der Trägerschaft der KGST statt, auf deren Homepage finden sich auch alle weiteren Informationen und das Anmeldeformular. Organisatorisch vorbereitet werden die Kurse von der Hauptgeschäftsstelle des Deutschen Städtetages, Herrn Lue. Die Referenten stellt der VDSt. Vor Ort ist es Herr Greiner, unser Statistiker-Kollege aus Bamberg, der die organisatorischen Fäden seit bald 30 Jahren in seiner Hand hält. Ihm sei an dieser Stelle ein besonderer Dank ausgesprochen.

v.l.n.r: Herr Lue, Frau Dr. Schmidt, Herr Sommerer, Frau Dr. Schultz, Herr Dr. Pauly, Herr Greiner. Foto: Sommerer

Kulinarisches Escherndorf

Martin Schlegel, Hagen

Im Nachhinein war es ein Glücksfall. Wir – 4 Ehepaare, die ein paar Tage am Main wanderten – gingen nach dem Abendessen ins Hotel zurück. Die einen ins Bett, die anderen an die Theke. Ersteres war kein Problem, letzteres ging nicht mehr. Pech gehabt! Wenige Häuser weiter – im „Gasthaus zur Krone" – gab es aber noch etwas. Die „Krone" ist ein ehrwürdiges Gebäude, das gut in das Maindorf passt. Ein großes Fachwerkhaus, in dem man eine rustikale Dorfatmosphäre erwartet; gediegene Eichentische, an denen schon viele Kommunalpolitiker praktische Politik betrieben haben.

Der Gastraum überraschte. Ausgesuchte Eleganz, nicht schnieke; ein modern eingerichteter Raum, der – durch Möblierung und Pfeiler unterbrochen – keineswegs groß aussieht. Das Gasthaus gefiel uns auf Anhieb und nach einem kurzen Blick in die Speisenkarte reservierten wir für den nächsten Abend einen Tisch.

Eine vortreffliche Entscheidung.
Georg, Hobbykoch und Gourmet, grummelte allerdings, als wir übrigen Sieben keine Vorspeise wählten. Leicht unwillig verzichtete auch er. Der Null-Gang stellte ihn aber wieder zufrieden. Ich weiß nicht mehr, was für ein Häppchen auf den Tisch kam. Aber ich sah, wie Georg, der mir genau gegenüber saß, ganz langsam diese Kleinigkeit genoss. Natürlich wollte er genauestens wissen, welche Köstlichkeit uns hier serviert wurde. Die Bedienung klärte uns fachkundig auf. Ein guter Start.

Beim Hauptgang war unser Gourmet erneut voll des Lobes. Wir anderen auch. Speisen und Getränke, Bedienung und Ambiente; alles war super.
Waren wir bei der Vorspeise zurückhaltend, ein Dessert orderten alle. Es war schon eine Wonne, dabei Georg zuzuhören. Andere sagen „da könnte ich mich reinsetzen", wenn ihnen ein Essen wirklich mundet, einem Fachmann fällt Besseres ein. Auch da konnten wir viel lernen.
Es ist schon recht schwierig, uns acht zufrieden zu stellen. Aber die Krone-Mannschaft hat es geschafft.

Wenn Sie mal in der Nähe von Würzburg sind, lassen Sie sich in der „Krone" kulinarisch verwöhnen. Das Gasthaus liegt an der Bocksbeutelstr. 1 in 97332 Escherndorf.

Impressum

Herausgeber: Verband Deutscher Städtestatistiker, gegründet 1879
Vorsitzender: Rudolf Schulmeyer, Bürgeramt, Statistik und Wahlen, Zeil 3, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069-21233667, E-Mail: rudolf.schulmeyer@stadt-frankfurt.de

Stellvertretender Vorsitzender: Hermann Breuer, Abteilungsleiter im Amt für Stadtentwicklung und Statistik
Willy-Brandt-Platz 2, 50679 Köln
Telefon 0221-22121871, E-Mail: hermann.breuer@stadt-koeln.de

Redaktion: Martin Schlegel, Redaktionsleiter
Franzstr. 21, 58091 Hagen, Telefon 02331-79101,
E-Mail: me.schlegel@t-online.de

Herstellung Schibri-Verlag, Milow 60, 17337 Uckerland, Telefon 039753-22757, Telefax 039753-22583 E-Mail: info@schibri.de

Bezug: Stadtforschung und Statistik erscheint seit 1988 zweimal jährlich und ist beim Schibri-Verlag oder über den Buchhandel zu beziehen. Abonnementpreis jährlich 15 EUR

Bei Nachdruck Belegexemplar erbeten • ISSN 0934-5868

Autorenverzeichnis

Bachmann, Günther, M.A., Darmstadt, Abteilungsleiter, Amt für Wirtschaft und Stadtentwicklung, guenther.bachmann@darmstadt.de

Breu, Florian, Dipl.-Geograph, München, Abteilungsleiter, Statistisches Amt der Landeshauptstadt München, florian.breu@muenchen.de

Buchmann, Professor Dr. Johannes, Darmstadt, Professor für Informatik und Mathematik an der Technischen Universität Darmstadt und Direktor des Center for Advanced Security Research, buchmann@cdc.informatik.tu-darmstadt.de

Haußmann Michael, Diplom-Geograf, Statistisches Amt Stuttgart, Abteilungsleiter 12-3, michael.haussmann@stuttgart.de

Lux-Henseler, Barbara, Dipl.-Math., Abteilungsleiterin, Amt für Stadtforschung und Statistik für Nürnberg und Fürth, barbara.lux@stadt.nuernberg.de

Maaß, Birgit, Dipl-Verwaltungswirtin (FH), Leiterin der Statistikstelle, Leverkusen, birgit.maass@stadt.leverkusen.de

Meer, Dr. Uwe, Wolfsburg, Diplom-Geograph, Strategische Planung, Stadtentwicklung, Statistik, EU-Förderung, uwe.meer@stadt.wolfsburg.de

Münzenmaier, Dr. Werner, Ministerialrat im Finanzministerium Baden-Württemberg, Stuttgart, werner.muenzenmaier@fm.fv.bwl.de

Püttmann, Dr. Heike, Statistisches Amt der Landeshauptstadt München, Spezialistin für Data Warehousing und GIS, heike.puettmann@muenchen.de

Reuband, Prof. Dr. Karl-Heinz, Sozialwissenschaftliches Institut Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, reuband@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Rudolf, Oliver, Regierungsdirektor, Leiter des Landeswahlamts und Referent für das Wahl- und Volksabstimmungsrecht, stellvertretender Landeswahlleiter, oliver.rudolf@bis.hamburg.de

Schlegel, Erika, Realschullehrerin, Hagen, me.schlegel@t-online.de

Schlegel, Martin, Diplom-Kaufmann, Amtsleiter a.D., Hagen, me.schlegel@t-online.de

Seidel-Schulze, Antje, Diplom-Sozialwissenschaftlerin, Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin, Arbeitsbereich Wirtschaft und Finanzen, seidel-schulze@difu.de

Seitz, Dr. Michael, Hannover, seitz.michael@web.de

Sommerer, Ernst-Otto, Diplom-Sozialwissenschaftler, Dortmund, Amtsleiter Fachbereich Statistik, sommerer@stadtdo.de

Staudinger, Thomas, Diplom-Geograph, Augsburg, thomas.staudinger@augsburg.de

Vliegen, Mathieu, Diplom-Soziologe, Noordwijk, Niederlande, pnimvgn@wxs.nl

von den Driesch, Franz, fondsmagazin 1/2011, DekaBank

Wenzlaff, Adriana, München, Diplom-Verwaltungswirtin (FH). Statistisches Amt, Abt. 1 Kommunale Statistiken, adriana.wenzlaff@muenchen.de

Wiesmaier, Dr.-Ing. Alex, Darmstadt, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Informatik der Technischen Universität Darmstadt und Experte für Public-Key-Infrastrukturen, wiesmaier@cased.de